

Von „wilden Bergvölkern“ und „islamistischen Bazillen“

Die Darstellung der Intervenierten in Afghanistan

JANNA ALJETS, ALEXANDER BIEGLER, ANNA-LENA SCHULZ

Medienanalysen von journalistischen Leitmedien, die einen konstitutiven Bestandteil des *Heimatsdiskurses* bilden, können Erkenntnisse zu den Überzeugungen, Vorstellungen und das Wissen über eine Intervention und der in ihr prozessual vergesellschafteten Gruppen (bzw. Gesellschaften), den *Intervenierenden* und *Intervierten*, produzieren.

Hier setzt dieser Aufsatz an; er basiert auf einer exemplarischen medienanalytischen Untersuchung der Darstellung der intervenierten AfghanInnen (im Folgenden *Intervierte*) im deutschen *Heimatsdiskurs* im Kontext der Afghanistan-Intervention anhand des Magazins *Der Spiegel* im Zeitraum 2001-2011. Der Begriff *Intervierte* weist darauf hin, dass „Mitglied[er] einer Gruppe, Gemeinschaft oder Gesellschaft, die von einer Intervention betroffen und durch sie definiert werden“ (Daxner 2010: 75) eine nicht unerhebliche Degradierung erleiden, die sie zu einer tendenziell irrelevanten Nebensache der Intervention macht und in die Objektrolle drängt.

„Auch wenn die Intervenierten einen legitimatorischen Hintergrund abgeben, sind sie nicht das Subjekt/Objekt der Intervention (...), sondern Randbedingung. Als Subjekte würden sie eine normative Letztbegründung für eine Intervention abgeben, als Objekte sind sie nur instrumentell dem Zweck der Intervenierenden zugeordnet. Sie erhielten Subjektstatus, erfolgte die Intervention in ihrem Namen. Die Aneignung ihrer Interessen durch die Intervention bedeutet nicht nur eine Objektivierung, sondern auch eine Herausforderung für die Gesellschaft der Intervenierenden“ (Daxner 2010: 97).

Der den Intervenierten aus den Interessen der Intervenierenden heraus zugewiesene Objektstatus berührt umfassend die Legitimation und den Verlauf einer Intervention, insofern „[d]ie Absicht [der Intervenierenden, d.A.], Ownership zu ermöglichen [...] die Emanzipationsbestrebungen von Intervenierten durchkreuzen“ (Daxner 2010: 88) kann und mit aller Konsequenz den Intervenierten kein „politischer Raum“ (ebd.: 89) zur Artikulation und Vertretung eigener Interessen zugestanden wird. Kurz, die Anerkennung der Intervenierten als gleichwertige politische Subjekte mit Gestaltungswillen und -kraft kann in dem Gefüge einer Interventionsgesellschaft zur Marginalie reduziert werden.

Dieser These entsprechend fragen wir, wie sich der Heimatdiskurs in Bezug auf die Intervenierten in Afghanistan darstellt. Wie werden die Intervenierten Afghanistans im deutschen Heimatdiskurs dar- und vorgestellt und wodurch werden ihre Eigenschaften in den Diskursen kenntlich? Was bedeutet das für die Intervenierenden, für deren Ziele, Handlungen, Legitimationen und Selbstbilder? Wie korrelieren symbolische Identitäts- und Alteritätsdiskurse und welche Imaginationen, Vorstellungen und Projektionen von den Intervenierten im deutschen Heimatdiskurs sind signifikant?

Diesen Fragen gehen wir in einer miteinander verknüpften Analyse von verbalen und visuellen Medienmaterialien nach.

1 THEORIE UND METHODIK

Für die aufeinander aufbauende Text- und Bildanalyse haben wir die Wochenzeitschrift *Der Spiegel* ausgewählt und dessen Titelgeschichten im Zeitraum 2001-2011, die sich im weitesten Sinne mit Afghanistan beschäftigen, analysiert. Die systematisch mit den symbolträchtigen *Spiegel*-Frontcovern verbundenen Titelgeschichten ermöglichen den gleichzeitigen Zugriff auf Text- und Bildinhalte. *Der Spiegel* gehört zu den meinungsführenden Leitmedien, dessen Leserschaft und Redaktion zur sogenannten „Bildungs- und Informationselite“ (Kirchhoff 2010: 155f) zählt. Wir haben uns auf die Titelgeschichten des *Spiegel* konzentriert, da diese eine besonders hohe Aufmerksamkeit der Leserschaft genießen und die Titelbilder auch von Nicht-LeserInnen durch den massiven Werbeeinsatz (im Fernsehen oder als Aushang bei Zeitschriftenhändlern) wahrgenommen werden.

Nach mehreren Analyseschritten¹ wurde die letztgültige Auswahl des Untersuchungsmaterials auf 22 Titelgeschichten beschränkt. Fast die Hälfte der ausgewählten und analysierten Ausgaben des *Spiegel* ist im Jahr 2001 erschienen. Einige Jahre fielen auf Grund unserer Selektionsmaßstäbe ganz aus der Auswahl (das betrifft die Jahre 2004, 2005 und 2008).² Insgesamt wurden 22 Titelgeschichten (118 Artikel) für die Textanalyse und sieben Titelbilder für die Bildanalyse ausgewählt und untersucht.

1.1 Metaphernanalyse: Theorie und Methodik der Textanalyse

Die Basis unserer Ergebnisse bildet eine an die kognitive Metapherntheorie von G. Lakoff und M. Johnson (2003) angelehnte Metaphernanalyse. Das Ziel der Metaphernanalyse ist es nachzuvollziehen, welche Assoziationen, Werturteile und Emotionen mit einer Metapher evoziert werden (sollen). Über diese zentrale Frage versuchen wir uns dem Komplex des Heimatdiskurses anzunähern und dessen Subtexte aufzuspüren. Schließlich sind metaphorische Konzepte immer ein kulturspezifischer³ Ausdruck von kognitiven Verstehensprozessen. Metapho-

-
- 1 Zunächst wurden alle Ausgaben thematisch nach den Titelbildern ausgewählt, die direkt oder mittelbar mit dem Einsatz in Afghanistan zusammenhängen. Dazu gehörten auch Reportagen über die Ereignisse des 11. September 2001, den sogenannten ‚Krieg gegen den Terror‘, aber auch Titelgeschichten zur Rolle des Islam oder zur Migration in Deutschland. Erst in weiteren Analyseschritten wurde diese Auswahl weiter eingegrenzt und auf die Fragestellung zugeschnitten. So wurden Titelgeschichten nur dann in der Auswahl behalten, wenn sie sich explizit mit Afghanistan auseinandersetzten.
 - 2 Hieran ließ sich schon ablesen, dass die Thematik im Laufe der Jahre wesentlich an Aufmerksamkeit eingebüßt hat. Aufgrund der ungleichen Ausgabenverteilung über den Untersuchungszeitraum haben wir uns dagegen entschieden, die Veränderungen des Heimatdiskurses im Verlauf der Zeit beziehungsweise anhand bestimmter Auslöser zu untersuchen. Hierfür ist die entstandene Auswahl des Materials nicht geeignet.
 - 3 „Ein verbreitetes metaphorisches Konzept in der westlichen Kultur ist beispielsweise ‚Macht ausüben ist oben‘. Wer schwächer im Kampf ist, unterliegt. Wer überlegen ist, kann aufsteigen und Kontrolle über andere ausüben. (...) Überdies ist diese Metaphorik ein eindruckliches Beispiel dafür, dass wir in Metaphern leben: Die ‚Chefetage‘ befindet sich meist in einem der oberen Stockwerke, selten im Keller; auf dem Siegereppchen steht der/die erste ganz oben. In anderen Kulturen kann ‚Macht‘ auch anders konzeptualisiert werden, beispielsweise über metaphorische Konzepte des Essens (Essensmetaphern): Jemand, der Macht hat, wird in Kamerun als jemand bezeichnet, der essen will“ (Wolf 1996: 220; Kruse/Biesel/Schmieder 2011: 73).

rische Konzepte verweisen darüber hinaus auf die diskursive Konstruktion von politischen Ereignissen, aber auch auf Handlungen und Identitäten von (politischen) Akteuren.

Der Zielbereich, also die Intervenierten in Afghanistan, wird in zwei Bereiche unterteilt. Den ersten Zielbereich stellen die Intervenierten im weiteren Sinne dar: die Afghanen und Afghaninnen, also die zivile Bevölkerung des Landes. Der zweite Zielbereich umfasst die intervenierten *Feinde*⁴, die den Interessen und Aktionen der internationalen Interventionstruppe (nicht nur dieser) entgegenstehen. In den ausgewählten Titelartikeln werden Metaphern erfasst und dann auf übergeordnete Konzepte⁵ zurückgeführt. Die verschiedenen Kategorien werden in Tabelle 1 beispielhaft vorgestellt.

Tabelle 1: Kategorien und Unterkategorien der Metaphernanalyse

Über-kategorie	Unterkategorien	Beispiele
Body - Politics	Ver-körper-ung (aus Kirchhoff 2010: 240)	z.B. die ‚Staatsorgane‘
	Personifikation (aus Kirchhoff 2010: 211f.)	z.B. ‚hungerndes Afghanistan‘
	Politik als zwischenmenschliche Beziehung (aus Kirchhoff 2010: 240-246)	z.B.: die USA als ‚großer Bruder‘
	Politik als Reifungsprozess (weitgehend induktiv)	z.B.: ‚die unreife afghanische Armee‘.
	Krankheitsmetaphern (aus Steuer/Wills 2009.)	z.B.: ‚Taliban als Bazillus‘
	medizinische Metaphern (weitgehend induktiv)	Situationen oder Zustände müssen ‚geheilt‘ werden oder die Intervention wird als ‚Operation‘ angesehen
	Blutsmetaphern (weitgehend induktiv)	z.B.: ‚blutige Fehden‘

-
- 4 Wir nehmen diesen Begriff aus der militärischen Alltagssprache, oft ist er synonym mit Taleban, Insurgenten, Aufständischen usw.
- 5 Wir haben uns zunächst auf Metaphernfelder konzentriert, die bereits von Kirchhoff 2010 entwickelt und angewendet wurden. Während der Analyse haben sich weitere metaphorische Konzepte als nützlich erwiesen.

<i>Tier-metaphern</i>	(nach Rigotti 1994: 115f)	z.B.: die ‚Krake Al-Qaida‘.
	<i>Jagdmetapher</i> (aus Steuter/Wills 2009: 13)	z.B.: Osama Bin Laden wird ‚ge-jagt‘.
<i>Orts-metaphern</i>	Orte zur Charakterisierung der Interve-nierten (aus Kirchhoff 2010: 207ff)	z.B.: das Hindukusch Gebirge als ‚wild zerklüftetes Schicksalsmas-siv‘
<i>Spiel-metaphern</i>	(aus Kirchhoff 2010: 182ff)	z.B.: ‚Todesspiel‘
<i>Religions-metaphern</i>	allgemeinen Religionsmetaphern (aus Kirchhoff 2010: 265ff)	z. B.: Taleban als ‚Gotteskrieger‘
	Teufelsmetaphorik (weitgehend induktiv)	z.B.: Taleban als ‚fundamentalisti-sche Teufel‘
	Mystik und Mythologie (weitgehend induktiv)	z.B.: Herrschaft der Taleban als ‚Spuk der Taliban‘
<i>Licht-metaphern</i>	aus Kirchhoff 2010: 186	z.B. das ‚Schattenreich der Tali-ban‘
<i>Historische Vergleiche</i>	Vergleich mit anderen Kriegen (aus Kirchhoff 2010: 191ff)	z.B.: ‚irakische Verhältnisse‘
	historische Personenvergleiche (aus Kirchhoff 2010: 261f.)	z.B.: ‚ein islamistischer Nero‘
	Geschichte als linearer Prozess (aus Kirchhoff 2010: 269)	z.B.: ‚wie schon vor Jahrzehnten und Jahrhunderten‘
	Bezüge zu literarischen Figuren. (weitgehend induktiv)	z.B.: ‚Sie [die Taleban] kamen wie Robin Hood aus dem Wald von Sherwood‘
	Andere Historische Vergleiche (aus Kirchhoff 2010: 218-223)	z.B.: ‚Pax Talibana‘
<i>Gebäude- und Gefäß-metaphern</i>	Nach Lakoff/Johnson 2003.	z.B.: ‚Hochburg der Taliban‘.
<i>Naturali-sierung</i>	allgemeinen Naturmetaphorik (weitgehend induktiv)	z.B.: ‚Flüchtlingsströme‘
	Naturkatastrophenmetaphorik (weitgehend induktiv)	z.B.: ‚Sturm auf Kabul‘.
	Feuer- und Wassermetaphoriken (weitgehend induktiv)	z.B.: ‚Flüchtlingswellen‘

<i>Kulturalisierungskategorie</i>	allgemeine Kulturalisierung (induktiv – angelehnt an die postkoloniale Kritik von Edward Said u.a.)	z.B.: ‚Terror-Stammesland‘.
	Äußerlichkeiten als Identitätsmarker (weitgehend induktiv)	z. B.: ‚vollbärtige Kämpfer‘
	Armut/Rückständigkeit (weitgehend induktiv)	z.B.: Kämpfer der Nordallianz als ‚Bauernburschen‘
	Kriminalisierungskategorie (weitgehend induktiv)	z.B.: ‚Räuberbanden‘
<i>Kriegs-metaphern</i>	(weitgehend induktiv)	z.B.: ‚Afghanistan ist ein Pulverfass‘.
<i>Opfer-diskurs</i>	(weitgehend induktiv)	hierarchisierende und paternalistische Sprache; nur bedingt metaphorisch

1.2 Visuelle Kultur und anerkennende Sichtbarkeit: Theorie und Methodik der Bildanalyse

Die Textanalysen werden durch eine Bildanalyse ergänzt, da „sprachliche Metaphern nur der deutlichste Verweis auf die grundlegende Metaphorizität unserer Denkprozesse sind“ (Kirchhoff 2010: 114). In Erweiterung dieser Position argumentieren wir, dass sprachliche Metaphern tiefgreifend mit visuellen Phänomenen und Imaginationen, mit inneren und äußeren Bildern verschränkt sind und sich eine gleichzeitige Analyse von sprachlicher und visueller Ebene lohnt, auch wenn sie an dieser Stelle nur explorativ geleistet werden kann.

Die hier entwickelte Forschungsperspektive, die nach repräsentativen Darstellungsweisen der Intervenierten im Heimatdiskurs der Intervenierenden und den damit verbundenen gesellschaftlichen Konsequenzen fragt, ist mit der Erörterung des Problems der *Anerkennung* in Bezug zu verschiedenen Modi der Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit verbunden. So fällt beispielsweise in einer ersten Analyse der *Spiegel*-Titelbilder auf, dass die Intervenierten als Zivilbevölkerung nahezu abwesend sind. Wenn die AfghanInnen überhaupt visuell repräsentiert werden, dann als Islamisten und Taleban. Elementar für Anerkennungsprozesse ist deren Verschränkung mit politischer Macht und der Konstituierung von Subjekten und Identitäten durch Sichtbarkeitsregime, visuelle Logiken und metaphorische Konzepte (vgl. Schaffer 2008). Um diese Fragen am visuellen Material erörtern zu können, rekurriert die Bildanalyse methodisch auf *Pathosformeln*, *Ikonen* und *Körperbilder* und steht damit im weiteren Sinne in der Tradition Aby Warburgs, der Bildprodukte nicht mehr unter primär ästheti-

schen, sondern für die Kulturgeschichte und das kollektive Bildgedächtnis funktionalen Aspekten untersuchte.

Pathosformeln sind weitestgehend kanonisierte Darstellungen formelhafter Gestik und Mimik menschlicher Gefühlsausdrücke und grundsätzlich mit Menschen- und Körperbildern verbunden, weil sie Emotionen speichern, transportieren und wieder freisetzen. Die in den verschiedenen Pathosformeln gespeicherten, stets ambivalenten affektiven Energien menschlicher Ausdrucksweisen verweisen auf Ur-Ausdrücke menschlicher Gebärden, Körperhaltungen und Gesten, die im Verlauf der Kulturgeschichte in leicht modifizierter Form wiederkehren. Pathosformeln bezeugen die kontinuierliche Relevanz kultureller visueller Symbole für das kollektive Gedächtnis als sozialen Langzeitspeicher und sind konstitutiv für die Aktualisierung von Identitätsbildungen von Gesellschaften.⁶

Bildikonen sind im Gegensatz zu Pathosformeln nicht ausschließlich auf den menschlichen Körper bezogen, da auch abstrakte oder lebensweltliche Symbole und Darstellungen als Bildikonen gelten. Jedoch haben sie für das kulturelle Gedächtnis eine analoge Funktion und sind hinsichtlich ihrer medialen Qualitäten funktionale Verwandte von sprachlichen Metaphern. Ikonen sind bedeutungstragende Vehikel, insofern sie ein relevantes Bildmotiv über verschiedene visuelle Medien (Malerei, bildende Kunst, Fotografie, Film usw.) diachron und synchron vermitteln und zugleich dessen narrativen Kern bewahren, indem das Dargestellte „dauerhaft institutionell verankert und in der Folge ritualisiert wiederverwendet werden“ (Grittmann/Ammann: 2008: 4) kann.

Körper- und Menschenbilder entfalten ihre ikonische Wirkmacht vor allem über die Mobilisierung von Gefühlen und dienen als fundamentale Strategie visueller Politik zur subtilen Vermittlung von Idealen, Normen, Werten und Utopien. Gerade die Körperbekleidung gilt als imaginäres und „symbolisches Bezugssystem“ (Ellwanger 2002: 110) par excellence. Körperbekleidung stiftet nicht nur soziale und politische Identität oder Alterität, sondern verweist in ihren mannigfaltigen symbolischen Dimensionen auf politische und gesellschaftliche Repräsentationsfunktionen. Die den Körper entsprechend umhüllenden oder verhüllenden Insignien, Symbole oder Kleidungsstücke werden damit aussagekräftige Indikatoren für gesellschaftliche Bewertungen, Machtverhältnisse und soziale Strukturen.

6 Die Pietà von Michelangelo kann wohl als prominentestes Beispiel für eine Pathosformel gelten und sollte in diesem Zusammenhang Erwähnung finden, weil Motive dieser Art auch in menschenrechtlich argumentierenden Kontexten verwendet werden, beispielsweise wenn es um den Schutz Hilfebedürftiger geht.

2 ERGEBNISSE DER TEXTANALYSE

An dieser Stelle werden charakteristische Ergebnisse der Textanalyse zu den zwei Zielbereichen (*interveniente Menschen* und *Feinde*) getrennt voneinander vorgestellt. Unter dem Zielbereich der intervenierten Afghanen und Afghaninnen werden alle Menschen in Afghanistan gefasst, die nicht der Kategorie der Feinde (vgl. 2.2) zugeordnet wurden.

2.1 Die intervenierten AfghanInnen – „Wilde Stammesgesellschaften“ und andere orientalistische Narrative

Um "Zan, Zar, Zamin" ("Frauen, Gold und Land") drehe sich traditionell die Welt dieses unbezähmbaren *Volksstamms*, konstatiert die amerikanische Anthropologin Cherry Lindholm. "Bei dem permanenten Kampf um Macht werden nur zwei Typen unterschieden, die Starken und die Schwachen. Die Starken verschaffen sich *Prestige durch Aggression, Mut und Selbstbezogenheit, sie müssen die Kunst der Intrige beherrschen.*" Bestimmt wird das Leben durch den Ehrenkodex des Paschtunwali, der das *Recht auf Rache* betont, aber auch zur *bedingungslosen Gastfreundschaft* gegenüber Fremden verpflichtet. (*Spiegel* 2007/38a; allgemeine Kulturalisierung)⁷

Die wenigen Beschreibungen der AfghanInnen stellen diese meist als rückständig dar. Oft werden sie durch metaphorische Konzepte auf einen engen kulturellen und religiösen Kontext reduziert, essentialisiert und homogenisiert. Demgegenüber wird ein Bild von den Intervenierenden gezeichnet, die erziehend eingreifen und die AfghanInnen auf Basis vermeintlich höherer Werte emanzipieren müssen. Diese Rhetorik greift auf eine lange europäische Tradition⁸ zurück, bei der der ‚Orient‘ stets in Abgrenzung zur ‚eigenen Kultur‘ vorgestellt wird (vgl. dazu auch Attia 2007: 10ff) und ist bereits aus der postkolonialen Orientalismuskritik und der daraus hervorgegangenen Okzidentalismuskritik be-

7 Alle Spiegel-Zitate enthalten Hervorhebungen, die von uns vorgenommen wurden und auf den jeweils wichtigen Aspekt des Zitats verweisen sollen. Andere enthaltene metaphorische Aussagen oder doppelte Kodierungen in den Zitaten wurden auch ausgewertet und sind auf Nachfrage bei den AutorInnen zu erhalten.

8 Zu einigen der populären Präsentationen, die im deutschsprachigen Raum das Orient- und Islambild prägen, gehören neben Musik (wie Mozarts Oper „Die Entführung aus dem Serail“) und Malerei und den Märchen aus 1001 Nacht auch die Reihe des „Orientzyklus“ von Karl May (vgl. hierzu auch Attia 2009: 57-61).

kennt.⁹ Auffallend ist, wie diese Rhetorik in der Berichterstattung über die intervenierten unkritisch reproduziert wird. Paradigmatisch für die kulturelle Abwertung der AfghanInnen steht deren kollektive Beschreibung als ‚Stamm‘.

Niemals konnten fremde Mächte die *Bergstämme am Hindukusch* auf Dauer beherrschen. (*Spiegel* 2001/45a; allgemeine Kulturalisierung)

Diese Stämme sind immer in öffentliche und private Kriege verwickelt,“ schrieb der junge Kriegsreporter Winston Churchill 1898 in seinen Aufzeichnungen. *Jeder Mann ist ein Krieger, ein Politiker, ein Theologe. Jeder Clan pflegt seinen Rachefeldzug. Nichts wird jemals vergessen, und sehr wenige Schulden bleiben unbeglichen.*“ (*Spiegel* 2007/38a; allgemeine Kulturalisierung)

Die mit ‚Stammesgesellschaften‘ verknüpften Attribute rühren aus der Kolonialzeit und halten sich relativ konstant. So werden ‚Stammesgesellschaften‘ mit Eigenschaften wie Kollektivismus, Geschlossenheit, sprachlicher und kultureller Homogenität, Patrilinearität und Patriarchat, Vetternwirtschaft und geringer Produktivität etc. belegt,¹⁰ während Gesellschaftsformationen in modernen Nationalstaaten unter anderem mit funktionierenden, neutralen Staatsorganen, Allgemeinwohlorientierung (im Sinne der Orientierung an der ‚Staatsnation‘), Offenheit und Lernfähigkeit assoziiert werden. Somit kann exemplarisch der vermeintliche Stillstand der afghanischen Gesellschaft behaupten werden, die sich auch in über 100 Jahren nicht von der ‚Stammesgesellschaft‘ weiterentwickelt habe.

9 Während Edward Said [1978] (1981) sich in besonderer Weise auf die „historisch spezifischen Phantasmen gegenüber einem zu erfindenden ‚Orient‘ in der französischen und britischen Kolonialimagination“ und somit auf die Logik des Othering fokussiert hat, nimmt eine okzidentalismuskritische Analyse die Effekte in den Blick, die Othering-Prozesse für das „okzidental-hegemoniale Selbst“ haben (Dietze 2009: 26-27; vgl. Dietze/Brunner/Wenzel 2009).

10 Vgl. hierzu auch Brockhaus Online 2011: Stamm und Brockhaus Online 2011: Tribalismus. Arndt (2011: 669) schreibt dazu: „Menschliche Organisationsformen als eine Linearität von Stadien zu konstruieren, die von Familien, ‚Sippen‘ und ‚Clans‘ ausgehen, und über ‚S.‘ und ‚S.konföderationen‘ schließlich zum Staat(swesen) gelangen, implizieren prinzipiell, dass dort wo ‚S.‘ existieren, (noch) keine ‚vollwertigen‘, das heißt westlichen Staaten ebenbürtige Staaten existieren. Da ‚S.gesellschaft‘ außerdem in Opposition zum Oberbegriff ‚Gesellschaft‘ verwendet wird und eine analoge Begriffsschöpfung für europäische/westliche Kontexte nicht existiert, ist er in seiner asymmetrischen Spezifizierung eindeutig abwertend“ (Arndt 2011: 669).

Ähnlich ist die Darstellung des ‚orientalischen, gewalttätigen Mannes‘, das auf historisch gewachsene Stereotypen zurückgreift.¹¹

Tausende weitere afghanische Paschtunen taten es ihnen auf ihrem Marsch nach Norden gleich. Die meisten von ihnen waren blutjung – zwischen 14 und 24 Jahre alt – und hatten noch nie gekämpft, konnten aber *wie alle Paschtunen mit Waffen umgehen*. (*Spiegel* 2001/41b; Allgemeine Kulturalisierung)

Das Verhalten der hier beschriebenen jungen Männer wird als triebhaft und urtümlich konstruiert: ihr Verhalten und ihre Entscheidungen scheinen ad-hoc zu sein und keinen reflektierten Entwicklungs- und Entscheidungsprozess durchlaufen zu haben.

Sozio-kulturelle Prozesse werden teils dramatisch verkürzt und biologistisch begründet.

Übersehen worden waren dabei ein paar Binsenwahrheiten zum Selbstverständnis Afghanistans: der Vorrang der Paschtunen, die nahezu die Hälfte der Bevölkerung stellen; und der gleichsam *genetisch gesteuerte Drang zum Zusammenhalt*, marschiert am Hindukusch ein Feind von außen auf. (*Spiegel* 2001/45a; Ver-körper-ung)

Die auf der Vererbungslehre gründende Erklärung für ein in allererster Linie soziales Phänomen essentialisiert und ontologisiert die afghanische Gesellschaft auf erschreckende Weise. Somit wird den AfghanInnen jegliches eigenständiges, kontrolliertes, rationales und damit menschliches Handeln abgesprochen. Dies kommt auch durch Metaphern der *Politik als Reifungsprozess* zum Ausdruck:

Selbst die waffentechnisch hochüberlegenen Briten konnten die *Widerspenstigen* nie besiegen. (*Spiegel* 2007/38a; Politik als Reifungsprozess)

Die Intervenierten werden mit Eigenschaften dargestellt, die in einem westeuropäischen Kulturkreis Kindern zugeschrieben werden. Dies ermöglicht es, den Intervenierenden eine legitime ErzieherInnen-Funktion zuzuschreiben.

11 Sylvia Kuske (1994: 254; 257; 261) erläutert diese Entwicklung von der Eroberung Spaniens 711, der sogenannten Reconquista über die osmanische Herrschaft bis hin zur iranischen Revolution und dem Golfkrieg. In jeder Epoche wird dabei auf ein negatives Gegenbild in Formen des ‚gewalttätigen, orientalischen Despoten‘, ‚grausamen Türken‘ oder ‚wilden Mobs unter Leitung eines finsternen Alten‘ etc. recurriert.

Auch sein Kamerad Saidullah, 15, macht kein Hehl daraus, dass er besser schießen kann als lesen und schreiben. Der Scharfschütze mit dem Kindergesicht rühmt sich, er habe "schon fünf oder sechs Taliban getötet". In *kindlicher Tollkühnheit* nimmt er seinen erschossenen Gegnern auch noch die Waffen ab. Seine Kalaschnikow, die er wie ein Lieblingsspielzeug umklammert hält, ist ebenfalls eine Beutewaffe. (*Spiegel* 2001/45c; Politik als Reifungsprozess)

Ein anderes, damit aber korrelierendes Motiv ist der „wilde Afghane“ oder das „wilde afghanische Volk“:

Die beiden haben *Gesichter wie aus alten Völkerkunde-Büchern – Paschtunen, ein wildes, freies Volk aus dem Hindukusch* – und auch die jüngste Angriffswelle der U. S. Air Force scheint sie nicht aus dem Gleichgewicht gebracht zu haben. (*Spiegel* 2001/42g; Allgemeine Kulturalisierung)

Im Winter 1842 vernichteten die *wilden Afghanen* ein ganzes Expeditionsheer des britischen Empire bei dessen Flucht aus Kabul. (*Spiegel* 2001/39e; Allgemeine Kulturalisierung)

Drei Kriege, den letzten 1919, verloren die Briten gegen *die wilden Bergkrieger*, einen zehnjährigen Waffengang, 1979 bis 1989, die Sowjets (mit mindestens 15 000 Toten). (*Spiegel* 2001/40a; allgemeine Kulturalisierung)

„Wild“ kann dabei nur zusammen mit ‚zivilisiert‘ gedacht werden, da beide Begriffe in einem binären und dichotomen Verhältnis zueinander stehen.

„Wildnis“ wiederum signifiziert in kolonialen Diskursen und Vorstellungen Stummsein, Nicht-sprechen-Können, Unterlegenheit und gleichzeitig Gefahr und Bedrohlichkeit. Die Kennzeichnung ›wild‹ steht für Unmündigkeit, damit ‚Wildnis‘ der Autorität der ‚Zivilisation‘ unterstellt werden kann. ‚W/wild‘ darf getötet werden oder auch gezähmt; ‚wild‘ wird als außerhalb der Ordnung dargestellt; (...).“ (Popal 2011: 678).

Die AfghanInnen als „wildes, freies Volk“ zu bezeichnen geht mit der Konstruktion der Feinde als Tiere einher (vgl. 3.2.1). Während die AfghanInnen so entmenschlicht und auf orientalische Stereotype verkürzt dargestellt werden, entsteht das Bild vermeintlich überlegener westlicher Intervenierender, welche/r die AfghanInnen entweder beschützen, oder aus ihrer Unmündigkeit befreien müssten.

2.1.1 Zivilisten und ‚unschuldige AfghanInnen‘

Das *afghanische Flüchtlingselend* konzentriert sich in Lagern jenseits der Grenze. Die älteren Insassen wurden von drei verschiedenen Regimen verfolgt und unterdrückt. Am ärgsten traf es die Frauen – manche organisieren und wehren sich nun. (*Spiegel* 2001/42f; Opferexkurs)

Für kommenden Freitag rief Haq zu einem Solidaritätsstreik für das *hilflose afghanische Volk* auf, der den Hass auf den „weltgrößten Terroristen Amerika“ zum Ausdruck bringen soll. (*Spiegel* 2001/45a; Opferexkurs)

Besonders prägnant in der Beschreibung der intervenierten Menschen ist der *Opferdiskurs*¹². Sicherlich waren die AfghanInnen über Jahrzehnte schwierigen politischen und ökonomischen Bedingungen sowie materiellen und physischen Entbehrungen ausgesetzt. Ihre Darstellung als „hilflose[s] afghanisches Volk“, das über Jahrzehnte „verfolgt und unterdrückt“ wurde oder die Betonung des „Flüchtlingselend[s]“ erschafft jedoch ein machtvolleres und einseitiges Bild, das es dem ‚weißen westlichen Betrachter‘ nahezu unmöglich macht, die AfghanInnen als Subjekte anzuerkennen. Diese Perspektive provoziert wohlmeinendes Mitleid und Bevormundung, die eine Beziehung zwischen ‚ihnen‘ und ‚uns‘ auf Augenhöhe verhindert. Eine Wahrnehmung der AfghanInnen als selbstbestimmte Subjekte der Interventionspolitik in einem gemeinsam gestalteten Prozess wird so entscheidend erschwert.

Durch Verwendung von *Naturmetaphern* („Flüchtlingsströme“; „Welle von fliehenden Afghanen“) für in Massen fliehende Menschen werden die Flüchtlinge darüber hinaus als Bedrohung und gesichtslose, anonyme Masse wahrgenommen (vgl. hierzu auch Bildanalyse in 4.).

Colville klagt: „Dabei erwarten wir noch viel größere *Flüchtlingsströme* zur Grenze.“ (*Spiegel* 2001/40b; Wassermetaphorik)

12 Die folgenden sprachlichen Umschreibungen, die wir in der Kodierung als Opferdiskurs bezeichnet haben, stellen im engeren Sinne keine Metaphern dar beziehungsweise kann hier der metaphorische Wert der Aussagen nicht klar von der realen Bezugswelt getrennt betrachtet werden. Wir denken jedoch, dass die unter diesem Aspekt aufgefundenen Aussagen sehr wichtig für die hier bearbeitete Fragestellung der Darstellung der AfghanInnen sind. Dabei stehen diese Aussagen hier nicht allein für sich, sondern müssen im Kontext des Gesamtbildes, das von Afghanistan und den dort lebenden Menschen im *Spiegel* geschaffen wird, betrachtet werden.

Die Flüchtlinge in Pakistan kehrten nicht zurück, stattdessen setzte sich eine *neue Welle* Flüchtlinge aus Kandahar in Richtung Quetta in Bewegung. (*Spiegel* 2001/41b; Wassermetaphorik)

Auf dem Rückweg ins Gästehaus begegnet uns *ein Strom heimkehrender Flüchtlinge*. Viele von ihnen hocken, ihre Habseligkeiten in Decken und Teppichen zusammengeschürzt, auf den Dächern heillos überladener Busse. (*Spiegel* 2001/47b; Wassermetaphorik)

Flüchtlinge sind damit nicht mehr individuelle Menschen mit eigenen Geschichten und Erfahrungen sondern werden als bedrohliches „menschliches Schwemmgut“ (*Spiegel* 2001/39d) oder als ‚heranstürmende Horde‘ charakterisiert. Motive dieser Art sind mittlerweile eine populäre Chiffre um soziale Probleme zu ethnisieren und finden sich häufig sowohl auf verbaler als auch visueller Ebene in außen- und innenpolitischen Diskursen. Verschiedene *Spiegel*-Titelbilder haben seit den 1990er Jahren das Motiv herandrängender, meist schwarzer Menschenmassen mitgeprägt und eine standardisierte Bild- und Sprachformel geschaffen, die einen „emotionalisierende[n] Abwehrdiskurs“ (Pagenstecher 2008: 612) mobilisieren soll.

2.1.2 Geschlechterdimensionen in der Darstellung der Intervenierten

Geschlechterdimensionen in der Darstellung der intervenierten Menschen und Feinde spielen eine wichtige Rolle und werden häufig über *Äußerlichkeiten als Identitätsmarker* (z.B. Burka/Turban/Bart) transportiert. Bei der Darstellung weißer westlicher Menschen wird selten erwähnt, welche Kleidungsstücke sie tragen. Demgegenüber scheint die Burka oder der Schleier bei Afghaninnen sowie der Turban und der lange Bart bei Männern eine paradigmatische Funktion einzunehmen, da diese Symboliken für sich sind und für mehr stehen als Kleidungsstücke oder Frisurentrends. In diesem Sinne haben Kleidung und andere Äußerlichkeiten eine metaphorische Funktion, die mit politischen Konnotationen einhergeht und den Lesenden spezifische Wertekonzepte vermitteln soll.

Entscheidend sind dabei zwei Darstellungs- und Vorstellungsfunktionen: Zum einen findet eine Reduktion statt, da die TrägerInnen auf das Symbol reduziert werden und andere Aspekte ihrer Subjektivität oder Individualität nicht zur Geltung kommen. Zum anderen wird eine Hyperbel, eine Übertreibung, provoziert, da das Kleidungsstück selbst bestimmte Aspekte, die es als Symbol verdeutlicht, hervorhebt. Das Symbol macht so insgesamt aus einem Menschen einen Typus und marginalisiert andere körperbezogene Assoziationspotentiale. Diese Simplifizierung und Zuspitzung in der Sprache evoziert falsche und rassis-

tische Bilderstereotype und arbeitet gezielt mit der Abwertung anderer Subjektpositionen. Die Afghaninnen werden unabhängig von ihrer jeweiligen Sozialschicht, Herkunft, ihrem familiären Hintergrund und der persönlichen Einstellung homogen zu unterdrückten Objekten deklariert.

Im Nachbarlager Herakat etwa, das Sympathisanten der Taliban kontrollieren, wäre so etwas undenkbar. Dort dürfen Frauen sich nicht alleine bewegen. *Nur unter der Burka, der fließenden Ganzkörperrobe mit dem schmalen Gitterfenster*, und in Begleitung eines Mannes dürfen sie vor die Tür. (*Spiegel* 2001/42f; Äußerlichkeiten als Identitätsmarker)

Das Benennen des Schleiers beziehungsweise der Burka hat hier die konstitutive Funktion, eine Grenze zwischen der ‚orientalischen Anderen‘ und der ‚westlichen Frau‘ zu ziehen. Durch das Ablegen des Schleiers beziehungsweise der Burka kann sich die ‚Andere‘ jedoch in eine ‚gute Andere‘ verwandeln (vgl. Kuske 1994: 276).

Auf den Basaren fanden die Frauen, die zögerlich ihre *Burkas abzuwerfen* begannen, wieder *Lippenstifte und modische Kleidung*. (*Spiegel* 2001/47a; Äußerlichkeiten als Identitätsmarker)

Die Händler holten ihre Ware aus den Kellern, *Frauen warfen die Burka ab und schminkten sich*. Kinder spielten auf der Straße, Radios lärmten, und die Männer gingen, *frisch rasiert*, zum Fußballspiel ins Stadion. (*Spiegel* 2001/52; Äußerlichkeiten als Identitätsmarker)

Nur wenige Tage nach dem Sturz des Taliban-Regimes hat Frau Soraya die erste Demonstration von *fast 1000 unverschleierte Afghaninnen* in Kabul organisiert. (*Spiegel* 2001/48; Äußerlichkeiten als Identitätsmarker)

Metaphorische Konzepte rund um das Thema ‚Befreiung der afghanischen Frauen‘¹³ waren überraschend unterrepräsentiert. Das zentrale Motiv der Burka beziehungsweise das Ablegen derselben als symbolischer Akt der Befreiung nach westlichen Vorstellungen wurde nur in den Ausgaben von 2001 thematisiert.

Zudem wird darauf rekuriert, dass es vor allem religiöse, afghanische Männer sind, die an der Burka festhalten, wodurch diese als patriarchale, orientale Unterdrücker der eigentlich ‚freiheitsbewussten afghanischen Frauen‘ konstitu-

13 Diese Konstruktion lässt (den Körper der) Frauen zum umkämpften Territorium werden. Siehe hierzu Maier/Balz 2010; Klaus/Kassel 2008; Kreile 2002.

iert werden. Durch die Tendenz, Sexismus und Patriarchat der ‚orientalisch-islamischen‘ Lebensweise zuzuweisen, können sie diskursiv aus der ‚westlichen Kultur‘ herausgelöst werden (vgl. Attia 2007: 13). Dies lässt sich auch in dem hier untersuchten Material der *Spiegel*-Titelgeschichten wiederfinden.

Doch sein Auftritt weist ihn auch als *unverbesserlichen Fundamentalisten* aus. Rabbani appelliert an die Frauen, sich entweder mit dem *Vollschleier, der Burka, oder zumindest mit einem Kopftuch zu verhüllen*. Eine Abschaffung jeglichen Schleierzwangs, so der fromme Religionsprofessor, „dürfen wir nicht zulassen“. Wer den Frauen völlige Freiheit verspreche, gehöre zu den „scharfen Marxisten“. (*Spiegel* 2001/48; Äußerlichkeiten als Identitätsmarker)

Eine Frau steht mit *unverschleiertem Gesicht* auf der Straße, doch sie darf auf Fragen nicht antworten – ihr *Mann verbietet es ihr*. (*Spiegel* 2001/47b; Äußerlichkeiten als Identitätsmarker)

Unter dem Talebanregime wurden nicht nur Frauen, sondern auch Männer zu einem bestimmten äußeren Erscheinungsbild verpflichtet; so wurde u.a. das Tragen eines langen Bartes verpflichtend. Analog zur Burka beziehungsweise zum Schleier wird in der äußerlichen Beschreibung von Männern in den Ausgaben von 2001 grundsätzlich hervorgehoben, ob diese einen Bart tragen.

Im Mittelgang, Reihe zwei, hockt in grüner Tarnweste der massige General Abdul Rahim Wardak. Als Einziger trägt er *keinen Bart, auch keinen Turban*, und seine *Hautfarbe ist bleich*. Wardak war Oberkommandierender der Nationalen Islamischen Front und bis zur Machtübernahme durch die Taliban Generalstabschef der afghanischen Armee. (*Spiegel* 2001/45; Äußerlichkeiten als Identitätsmarker)

Am Abend kommt *ein bärtiger junger Mann in Mudschahidin-Kluft* und Knobelbechern im Hotel an unseren Tisch und stellt sich auf Englisch als Mitarbeiter des Außenministeriums vor. (*Spiegel* 2001/48; Äußerlichkeiten als Identitätsmarker)

Durch die Erwähnung des Bartes erschließt sich den Lesenden vermeintlich sofort, ob die betreffende Person als ‚islamistisch‘ und damit potentiell ‚bedrohlich‘ oder als ‚westlich-fortschrittlich‘ einzuordnen sei. Auch im Falle der intervenierten Feinde wird von diesen einfach als „Turbanträger“ oder „Bärtige“ gesprochen.

Anfangs waren die *Schwarzurban-Fundis* aus Paschtunistan bei der ethnisch gemischten Hauptstadt-Bevölkerung wenig beliebt. Vor allem wegen ihrer religiösen Militanz, ihres extremistischen Glaubensbreviers. (*Spiegel* 2001/45a; Äußerlichkeiten als Identitätsmarker)

Er gehört zur mittleren Befehlsebene und trägt einen *schwarzen Turban*, dessen Schal fast bis zu den Knien herabhängt, *sein Bart ist sehr lang*. Die Kalaschnikow hat er wie ein Kleidungsstück über die Schulter geworfen. (*Spiegel* 2006/47b; Äußerlichkeiten als Identitätsmarker)

2.2 Die Darstellung der intervenierten Feinde in Afghanistan

Im Anschluss an die Ergebnisse der Darstellung der intervenierten Afghanen und Afghaninnen werden im Folgenden die wichtigsten Ergebnisse zu den intervenierten Feinden vorgestellt. Dieser Zielbereich umfasst im weitesten Sinne alle diejenigen Intervenierten, die den Zielen der internationalen Interventionstruppen entgegenstehen und diese zu bekämpfen scheinen. Die Kategorie „Feinde“ in Afghanistan nahm mit Abstand die größte Anzahl der gefundenen Metaphern ein. Die friedliche Mehrheit der afghanischen Zivilbevölkerung scheint kaum wahrgenommen zu werden. Die AfghanInnen als Feinde wurden dabei vorrangig als Tiere beschrieben, die es zu jagen, Krankheit, die es zu heilen, oder Kriminelle, die es zu bestrafen gilt.

2.2.1 Die „Krake Al-Qaida“ und die „Jäger Osama bin Ladens“ – Tiermetaphorik

Eine Umschreibung der afghanischen Feinde in negativen¹⁴ *Tiermetaphern* ist im *Spiegel* auffällig häufig. Dieses reiht sich in eine lange Tradition der Kriegsrhetorik ein, in der die Feinde in negativen *Tiermetaphern* beschrieben werden (vgl. Steuer/Will 2009:11). Im *Spiegel* zeigt sich dies besonders deutlich an den zahlreichen *Jagdmetaphern*:

Schon im September hat Präsident George W. Bush eine Anweisung unterschrieben, womit er die CIA zur *Jagd auf Osama Bin Laden* und zur Zerstörung von al-Qaida ermächtigt. Für die verdeckten Aktionen stehen dem Geheimdienst eine Milliarde Dollar zur Verfügung. *Um Bin Laden „aufzuspüren, auszuräuchern und zur Strecke zu bringen“*, wie

14 Prinzipiell gibt es im deutschen Sprachgebrauch auch positiv besetzte Tiermetaphern. Werden Menschen beispielsweise als mutige Löwen oder schlaue Füchse umschrieben, so geht damit eine positive Wertschätzung einher.

der Präsident die gewünschte Abfolge in Wildwest-Diktion nennt, sollen die Agenten und das Militär in Afghanistan zusammenarbeiten, anstatt sich wie üblich mit gegenseitiger Nichtachtung zu strafen. (*Spiegel* 2001/45d; Jagdmetaphern)

An strategisch wichtigen Punkten hatten US-Kommandosoldaten Straßensperren errichtet und sich sogar Feuergefechte mit feindlichen Truppen geliefert, in der Hoffnung, Bin Laden oder seine Taliban-Helfershelfer würden ihnen *ins Netz gehen*. (*Spiegel* 2001/47a; Jagdmetaphern)

„Wir schützen auf diese Weise unsere Soldaten, dazu gehört auch, auf der Grundlage von Geheimdienstinformationen Terroristen aufzuklären, *sie zu fangen und zu töten*, bevor sie unsere Leute töten“, so ein hochrangiger General im Isaf-Hauptquartier. (*Spiegel* 2009/49; Jagdmetaphern)

Durch die Jagdmetaphorik wird den Feinden, ähnlich wie den AfghanInnen, der Subjektstatus versagt. Es muss weder erklärt werden, warum es sich um Tiere handelt, noch muss die Jagd gerechtfertigt werden. Das Jäger-Gejagter-Verhältnis stellt sich als ein unveränderbares dar, eine quasi natürlich gegebene Konstellation, die erst mit der erfolgreichen Erlegung des Beutetiers beendet sein kann.

Die Beschreibung der Feinde als Tiere legitimiert darüber hinaus bestimmte Kriegsführungstaktiken; die Feinde können und müssen als minderwertige Lebewesen behandelt werden. Mit Tieren wird nicht verhandelt, Tieren werden keine Prozesse gemacht und Tiere erhalten auch keine Möglichkeit der Re-Integration in eine neue (noch zu schaffende) Gesellschaftsordnung. Auch internationales Völkerrecht gilt nicht für Tiere.¹⁵ Mit der Jagdmetaphorik einher geht eine allgemeine Beschreibung der Feinde als Tiere, insbesondere im Zusammenhang mit der globalen Terrororganisation Al-Qaida oder auch den Anhängern und Protagonisten des Taleban-Regimes.

Wenn der Saudi-Araber wirklich Drahtzieher des Horrors war, dann trägt die westliche Welt ein gerüttelt Maß an Schuld – vor allem die USA müssen sich vorwerfen lassen, *die terroristische Schlange genährt zu haben*. (*Spiegel* 2001/38b; Tiermetaphern).

15 Denn Tieren wird die Fähigkeit zur Vernunft und zur Sprache abgesprochen, sie haben nach menschlichem Verständnis keine Kultur oder Technik. Sie kennen demnach auch die Erfahrung des Todes, der Trauer und des Leids nicht. Jeremy Bentham hat hierzu die philosophische Frage gestellt: „Can they suffer?“. Schon durch die Sprache beginnt Gewalt, denn durch Tiermetaphern wird unterstellt, dass das Tier-Sein eins ist (vgl. Derrida 2009).

Und auch nur ein Zwischenziel wäre erreicht, wenn Osama Bin Laden entweder gefangen genommen oder getötet würde. Denn dass der saudi-arabische Millionärsohn *nur eine Spinne in jenem Netz ist, das etliche Terrorgruppen unter etlichen Anführern aufgespannt haben*, versucht Präsident Bush seinen Landsleuten nachhaltig zu erklären. (*Spiegel* 2001/40a; Tiermetaphern)

Und eine Mahnung, dass der *Krake al-Qaida* sich trotz zahlreicher abgeschlagener *Tentakel* neu formiert hat. Einer aktuellen Einschätzung der amerikanischen Geheimdienste zufolge hat sich „al-Qaida in Pakistans gesetzlosen Gegenden gut *eingesetzt* und ist besser positioniert, um den Westen anzugreifen“. (*Spiegel* 2007/38a; Tiermetaphern)

Eine Steigerung der Tiermetaphorik findet die Berichterstattung in dem wiederkehrenden Motiv der Hydra, das eine nicht fassbare und fremde Gestalt der intervenierten Feinde impliziert:

Die Erfahrung aus dem Golfkrieg fällt ohnehin desillusionierend aus: Welche Rückwirkungen solche Kriegszüge gegen den Feind Nummer eins – gestern Saddam Hussein, heute Osama bin Laden – haben, ist zumindest in einer Hinsicht deutlich: Selbst wenn der Gegner besiegt ist, *wachsen neue Helden mit neuen Gefolgsleuten nach*. (*Spiegel* 2001/40a; Tiermetaphern)

„Die werfen Bomben und warten, statt den Taliban ein intelligentes Angebot zu machen“, stöhnte ein europäischer Botschafter in Islamabad, „und *durch diese Politik wachsen täglich 1000 kleine Osamas nach*.“ (*Spiegel* 2001/45a; Tiermetaphern)

Das Motiv der Hydra unterstreicht die Aussichtslosigkeit, den Feind bekämpfen zu können, da der neunköpfigen Schlangengestalt immer zwei Köpfe nachwachsen, wenn ihr ein Kopf abgeschlagen wird. Es entsteht der Eindruck, diese Art der Bekämpfung der Feinde sei kontraproduktiv, führe zu noch mehr Widerstand und Herausforderungen und zu einer Wahrnehmung der Intervention als aussichtsloses Unterfangen.¹⁶

2.2.2 Vom „islamistischen Bazillus“ – Body-Politics

Eine weiteres wichtiges Metaphernfeld in der Beschreibung der intervenierten Feinde sind *Krankheitsmetaphern*. Die intervenierten Feinde werden mit Hilfe

16 Eine fast wörtlich gleiche Aussage bekam Michael Daxner während einer Unterhaltung mit General Mc Chrystal am 09. April 2010 in Berlin zu hören.

von physischen Krankheitsbildern beziehungsweise Erregern oder als Epidemie beschrieben.

Um den *islamistischen Bazillus* von seinem Land fern zu halten, hat Karimow seit Monaten schon die Grenzen zu den Nachbarstaaten Kirgisien und Tadschikistan vermint. (*Spiegel* 2001/40a; Krankheitsmetapher)

„Gut, dass *diese Pest* weg ist“, jubelte im deutschen Exil der vormalige Herat-Gouverneur Ali Agha Radmer, „die Taliban waren für uns Fremde – Araber und Pakistaner.“ (*Spiegel* 2001/47a; Krankheitsmetapher)

Stärker noch werden psychische Krankheitsbilder, wie Wahn, Irrsinn oder Fanatismus genutzt um die Feinde zu beschreiben:

Ja, *man will die Irren* [die Taleban] *nicht weiter provozieren*, und ein wenig bewundert man auch die Selbstverständlichkeit, mit der sie sich über alle Spielregeln hinwegsetzen. (*Spiegel* 2001/38f; Krankheitsmetapher)

Als Alternative zum Fußball boten die *Fanatiker* im Stadion der Bevölkerung an Freitagen gelegentlich ein anderes Schauspiel, das dem blutrünstigen Regime angemessener erschien: öffentliche Erschießungen. (*Spiegel* 2001/47b; Krankheitsmetapher)

Dass der *Wahnwitz der Taliban* in weiten Teilen ein Produkt der al-Qaida war und die Terrortruppe keineswegs nur ein Anhängsel des Regimes, davon sind Mitarbeiter des neuen Kabuler Geheimdienstes überzeugt. (*Spiegel* 2001/48; Krankheitsmetapher)

Es scheint, dass sich *religiös Fanatisierte* von militärischen Niederlagen kaum beeindrucken lassen – statt der Wirklichkeit ins Auge zu blicken, erleben sie ihre Gottesnähe umso inniger in einem *rauschhaften Realitätsverlust, der auch dann ans Suizidäre grenzt*, wenn der jeweils *Berauschte* sich noch keine Bombe um den Bauch gebunden hat. (*Spiegel* 2001/52; Krankheitsmetapher)

Beide Formen der *Krankheitsmetaphern* haben eine tiefe Wirkung auf die Lesenden, da sie unmittelbar sinnlich wirken. Krankheit ist „als menschliche Grunderfahrung und Gesundheit als menschliches Grundbedürfnis“ (Bruchhausen 2009: 337) zu verstehen. Der Feind wird mit metaphorischen Konzepten dieser Art als das schlechte und ungewollte ‚Andere‘ einer leiblichen Erfahrung oder eines geistigen Zustands beschrieben. Beide, sowohl die körperliche als auch die geistige Unzulänglichkeit eines Individuums, stellen für unseren Kulturkreis ein Ri-

siko und eine Defizienz dar, bei der die/der Einzelne sich durch gesellschaftliche Exklusion oder Stigmatisierung bedroht sieht. Wir gehen davon aus, dass die Lesenden entsprechende geistige oder körperliche Krankheiten mit bestimmten Gefühlen aus ihrer unmittelbaren lebensweltlichen und soziokulturell geprägten Erfahrung assoziieren. Sei es, weil sie körperliche Krankheiten selbst erfahren haben, deren virale oder bakterielle Ursache sie nicht wirklich kennen, sie also nicht wissen, wo sie sich infiziert haben und sich de facto immer einer unsichtbaren Gefahr durch Infektion aussetzen, oder ihnen die Ausschlussmechanismen gegenüber irrationalem, außergewöhnlichem Verhalten und geistigen Störungen im Hinblick auf gesellschaftliche Erwartungen an Normalität und Vernünftigkeit bekannt sind. Der Feind wird durch beide Arten der Metaphorisierung zum schlechthin ‚Anderen‘ der Kultur und Zivilisation stilisiert (dazu Foucault 1969; Derrida 2009).

Der Umgang mit den sich dadurch ergebenden Gefahren für die Kultur in ihrer Gesamtheit ist insofern auf die Abwehr unsichtbarer und sichtbarer Bedrohungen anzupassen und schließt alternative Handlungsweisen, wie Verhandlungen, prinzipiell aus. Da Viren und Bakterien als unsichtbare Bedrohungen überall zu vermuten sind und permanent die Gefahr einer Epidemie evozieren, hilft nur eine permanente Vorsorge, Abwehr und Bekämpfung. Der Umgang mit geistigen Pathologien hingegen verweist auf eine notwendige gesonderte Behandlungsweise des erkrankten Personenkreises, dem nicht mit üblichem Alltagshandeln begegnet werden kann.

Deshalb entsteht ähnlich wie bei den *Tiermetaphern* der Eindruck, die Gegner seien keine gleichwertigen (und auch keine gleichartigen) Verhandlungspartner. Weder der Verlauf und die Wirkung einer Krankheit, noch die Handlungen von geistig gestörten Menschen lassen sich mit Sicherheit vorhersagen (vgl. Steuter/Wills 2009: 17). Sie handeln eben nicht rational. Das Problematische an dieser Rahmung der Intervenierten ist, dass von vornherein ausgeschlossen wird, dass Verhandlungen auf Augenhöhe stattfinden können. Epidemische Krankheiten werden mit aggressiven Medikamenten bekämpft, geistig Verwirrte werden nicht ernstgenommen.

2.2.3 ‚Kriminelle Strauchdiebe‘ und ‚Drogenbarone‘ – Die Kulturalisierungsmetaphorik

Die intervenierten Feinde werden sehr oft auch, ganz in orientalistischer Tradition, in *kriminellen Bildern* dargestellt.

Sollten sie bereit sein, den Terroristenchef Osama Bin Laden sowie dessen „Führer, Leutnants und andere *Strauchdiebe und Kriminelle*“ endlich "auszuspuken, könnten die USA „neu überdenken, was wir mit ihrem Land machen“. (*Spiegel* 2001/42a; Kriminalisierung)

Der Rückschlag, er erscheint geradezu unvermeidlich. Fünf Jahre nach dem Einmarsch rücken die Taliban wieder vor, die *Drogenbarone* verdienen mehr Geld denn je und finanzieren so den Krieg der Nato-Gegner. (*Spiegel* 2006/47a; Kriminalisierung)

Denn von Anfang an hat man weggesehen, als dieses neue Afghanistan unter die *alten Räuber* [die Taleban] fiel. (*Spiegel* 2006/47a; Kriminalisierung)

Ob sich die unendliche Jagd auf das Oberhaupt der *globalen Terrorbande* noch immer als Krieg einordnen lässt, in dem das Gesetz des Tötens gilt, wird inzwischen von einer Mehrheit der Völkerrechtler bezweifelt. (*Spiegel* 2011/19a; Kriminalisierung)

Diese Charakterisierungen folgen einem typischen Muster der Legitimierung und Delegitimierung von Gewalt, drücken sie doch die Superiorität der Position der Intervenierenden aus, die als Gegenbild zum „Schurken, Kriminellen und Räuber“ höhere Ideale vertreten und deren „Soldaten [sich dann wiederum, d.Verf.] als Friedensbringer“ (Bergmann 2010: 156) präsentieren können.

Dies entspricht klassischer Kriegsrhetorik, die auch zum Zwecke innerer Solidarisierung der intervenierenden Gesellschaft im Bedrohungsmoment angewendet wird und die Werte und Ideale, für die gemeinsam einzustehen ist, vor einer Negativfolie projiziert. Zweck der *Kriminalisierung* ist deshalb insbesondere die Delegitimierung des gegnerischen Kampfes. Die Grenzziehung zwischen ‚barbarischem‘ und ‚zivilisiertem‘ Gewalteinsatz erfolgt insofern immer auch unter dem Aspekt polarisierter Setzung und greift damit auf Vorstellungen zurück, die in unserem kulturellen Gedächtnis mit entsprechenden Männlichkeitsbildern und Wertvorstellungen vermittelt sind. Diese dichotomen Konstruktionen korrespondieren z.B. mit Vorstellungen aus der Kolonialzeit, insofern dem barbarischen und kriminellen Wilden, dem also jede Vorstellung von Recht- und Ordnungsmäßigkeit abgeht, die kulturelle Höherwertigkeit des zivilisierten und guten Europäers entgegensteht (vgl. Bergmann 2010: 157).

Während in der Beschreibung des Landes und insbesondere der Menschen Afghanistans Armut- und Opferbeschreibungen überwiegen, die ein allgemeines Bild von unterstützungswürdiger Rückständigkeit provozieren, um westliche Hilfsbereitschaft, Verantwortungsgefühl und insofern westlichen Paternalismus zu aktivieren, wird der Kampf der Feinde als vormodern disqualifiziert und als Bedrohung für uns wie auch für die Menschen vor Ort charakterisiert.

Mit korrespondierenden und weiterführenden metaphorischen Konzepten wird die vom Gegner ausgeübte Gewalt und die ihr zugrundeliegende ideelle Basis als kulturelle Eigenheit dargestellt. Der Mittelalter-Vergleich bietet sich demgemäß an, denn der implizite Verweis auf Gewaltexzesse, wie Folterungen, Hexenjagd und grausame Hinrichtungspraktiken in der Frühen Neuzeit verschleiert die eigene Bereitschaft der Intervenierenden zur Gewalt. Das Bild der modernen und höheren Idealen verpflichteten VerteidigerInnen ist implizit als Gegenbild im „Steinzeit-Islamisten“ und „Fundamentalisten“ angelegt und appelliert an ein hegemoniales Männlichkeitsideal, dessen zentrale Aufgabe die Verteidigung der eigenen und fremden Frauen, der Kinder und inferiorisierten Männer ist. Der Rekurs auf die Zivilbevölkerung Afghanistans und ihrer Viktimisierung nimmt diesbezüglich nur eine Vermittlungsfunktion zwischen verschiedenen Modellen von Männlichkeit ein und regelt die Legitimationsstrategien von Gewalt und Macht.

Wir werden unsere Art zu leben nicht ändern. Und erst recht nicht, wenn uns ein *paar mittelalterliche Fundamentalisten*, die ihre Frauen verschleiern und zu Hause einsperren und die auf ihren Videorecordern zu viele Schwarzenegger-Filme gesehen haben, dazu zwingen wollen. [Meinungskommentar *Spiegel*-Redakteur] (*Spiegel* 2001/38d; Rückständigkeitsmetaphern)

Denn Pakistan hat – wie die Amerikaner selbst – die *Steinzeit-Islamisten* gefördert, als es galt, die Sowjetmacht wieder aus Afghanistan zu verjagen. (*Spiegel* 2001/39b; Rückständigkeitsmetaphern)

Ohne Ausbildung und ohne Kenntnis traditioneller Beschäftigungen wie Ackerbau, Viehzucht oder Handwerkskunst waren sie, was Karl Marx *Lumpenproletariat* nannte. (*Spiegel* 2001/41b; Rückständigkeitsmetaphern)

In Wahrheit entspricht die Macho-Geste der Hightech-Militärmacht den Schwierigkeiten, in die sie bei ihrem Kampf gegen die *afghanischen Steinzeitkrieger* gerät. (*Spiegel* 2001/42a; Rückständigkeitsmetaphern)

Nach den dramatischen Ereignissen vom 11. September, nach den Einblicken in die *archaische Brutalität der Taliban-Diktatur*, nach den wiederholten Selbstmordattentaten junger Palästinenser in Israel kann es sich der Westen immer weniger leisten, bloß mit staunender Ratlosigkeit auf dieses *makabre Gottesgnadentum des Orients* zu blicken. (*Spiegel* 2001/52; Rückständigkeitsmetaphern)

Der *Spiegel* rekurriert auf ein kulturell gefestigtes und tradiertes Bild des Islam im *abendländischen* kulturellen Gedächtnis und perpetuiert eine Tradition, die sich in klassischen Darstellungen des Orients wiederfindet. Zum einen muss dem Orient geholfen werden, da er sich nicht alleine zivilisieren kann, insofern Gewalt und kulturelle Eigenheit bei ihm gewissermaßen natürlich zusammengehören. Zum anderen sind Motive der Gewalt und des Exotismus deutlich geschlechtsspezifisch konnotiert und damit auch wichtig für den untersuchten Zielbereich der Feinde. Da vor allem an die Verantwortung eines bestimmten Männlichkeitstypus westlichen Zuschnitts appelliert wird, scheint dessen Gewaltausübung als entwicklungstechnische Übung legitimiert zu sein und wird so gegenüber anderen Gewaltformen als ‚zivilisiert(er)‘ konstruiert. Die Frage nach einer Gewalteskalation durch die Intervenierenden wird damit unterbunden. Hier tauchen uralte Kolonialreflexe wieder auf und werden reproduziert: Die europäische imperialistisch-kolonialistische ‚Philanthropie‘ soll dann bei der zivilisatorischen Mission helfen. Deshalb wird die Andersartigkeit des Fremden, orientalistisch ummantelt, im Gegensatz zum Eigenen erschaffen. „Antimuslimische Diskurse knüpfen gegenwärtig sowohl kontrastierend als auch bestätigend an antisemitische Diskurse an und schöpfen aus dem tradierten Gegenbild des kulturell Anderen“ (Attia 2009: 89).

3 ERGEBNISSE DER BILDANALYSE

An dieser Stelle werden nun exemplarisch einige Ergebnisse der Bildanalyse vorgestellt, die primär als Ergänzung und Weiterführung der Textanalyse betrachtet werden sollten. Die Relevanz des *Spiegel*-Titelbildes für die Vermittlung von visuellen Informationen über den Einsatz in Afghanistan kann aus dessen genereller öffentlicher Bedeutung hergeleitet werden. Das Titelbild mit der dazugehörigen Schlagzeile ist für den Verkaufserfolg des Magazins *Spiegel* maßgeblich und weist aus diesem Grund eine dramaturgische Verdichtung und Gestaltung auf. Es zielt insgesamt auf eine „Emotionalisierung“ (Maier/Balz 2010: 84) des Betrachters, um die Neugierde einer potentiellen Leserschaft anzusprechen und auf gesellschaftlich relevante Themen zu orientieren. Die sehr ausgeprägte Agenda-Setting-Funktion des *Spiegel*-Titelbildes lässt sich auf die fast mit ikonenhaften Qualitäten versehene, stets gleiche Aufmachung zurückführen. Die Kontinuität und Verlässlichkeit vermittelnde Kraft des gleichbleibenden roten Hintergrunds („*Spiegel*-Rot“) in Kombination mit den typischen weißen „DER SPIEGEL“-Lettern hat nicht nur hohen Wiedererkennungswert mit Signalwirkung, sondern ist auch der ideale Kontrapunkt zu einer wöchentlichen Dynamik

wechselnder Themenschwerpunkte. Diese sich periodisch wiederholende visuelle Systematik bildet einen wichtigen Ankerpunkt für das kollektive visuelle Gedächtnis und die öffentlichen Diskurse in der Bundesrepublik. Das *Spiegel*-Titelbild kann als journalistische und gesellschaftliche Instanz angesehen werden, insofern es gegenwärtig und auch in der retrospektiven, visuellen Geschichtsschreibung einen kaum zu unterschätzenden Einfluss hat.¹⁷ Die Analyse konzentriert sich auf zwei *Spiegel*-Titelbilder, eines aus dem Jahr 2002, das andere aus dem Jahr 2010.

Abbildung 1: *Spiegel* Titelbilder 2002/11 und 2010/4



17 Die *Spiegel*-Titelbilder sind wichtige visuelle Impulsgeber für die Identitätsbildung der deutschen Gesellschaft und zwar in doppelter Hinsicht. Synchron, insofern in der Gegenwart die *Spiegel*-Titelbilder relevante Autorität in den gegenwärtigen Debatten besitzen und diachron, weil die visuelle Geschichte sehr oft in Bezug auf *Spiegel*-Titelbilder erzählt wird oder erzählt werden kann. Der fast 800 Seiten dicke Bildband des sich vor allem mit visuellen Quellen auseinandersetzenden Historikers Gerhard Paul mit dem Titel „Das Jahrhundert der Bilder (Paul 2008). 1949 bis heute“ widmet sich vor allem dem Bildkanon der deutschen Geschichte und thematisiert wichtige Augenblicke und Zäsuren unter dem Aspekt des visuellen kulturellen Gedächtnisses der Bundesrepublik. Nur beim stichprobenartigen Durchblättern fällt der überproportionale Abdruck verschiedener *Spiegel*-Titelbilder in unterschiedlichsten Themenbereichen auf.

Die sehr reduzierte Auswahl der Titelbilder ist durch das Untersuchungsmaterial selbst begründet. Der Spiegel verzichtete auf seinen Titelbildern während des gesamten Untersuchungszeitraumes (2001-2011) weitgehend auf visuelle Repräsentationen von afghanischen Zivilisten. Feindbilder intervenierter Afghanen wurden mit Beginn der Intervention im Jahr 2001 hingegen häufiger verwendet. Diese sind durch ihre reduktionistische oder übertriebene Machart aber leichter dechiffrierbar und für ihre Eingängigkeit und Verständlichkeit auf einige wenige visuelle Topoi und Darstellungsformen begrenzt; so am prominentesten der Turban tragende, langbärtige und grimmig schauende Talebankämpfer mit russischer Luftabwehrrakete. Aus Platzgründen wird an dieser Stelle auf die Einbeziehung solcher Bilder verzichtet. Ebenso wird auf die Erörterung von Titelbildern verzichtet, die die Vorstellung vom Afghanistan-Einsatz durch die Verwendung postmoderner Kriegsikonographie überformen, obwohl gerade solche visuellen Repräsentationsformen den Diskurs seit dem ersten Irakkrieg durchaus dominieren und nachhaltig prägen, wie die Forschungsergebnisse des Historikers Gerhard Paul aufgezeigt haben (vgl. Paul 2004). Nur so viel sei an dieser Stelle diesbezüglich gesagt: nahezu alle visuellen Darstellungsformen, die implizit oder explizit die Glorifizierung militärtechnischer Gerätschaften, vom Nachtsichtgerät bis zum startenden Kampffjet, betreiben, bauen mehr oder weniger auf die Exklusion menschlichen Leids und haben eine derealisierende Wirkung auf den Rezipienten solcher Bilder, der den Krieg zunehmend als lichtgeflutetes Spektakel wahrzunehmen beginnt und die menschlichen Opfer auf ziviler und militärischer (!) Seite ausblendet.

Spiegel Titelbild 2002/11

Das am Anfang zu erörternde *Spiegel*-Titelbild 2002/11 zeigt die überhaupt einzige zwischenmenschliche Interaktion zwischen Intervenierten und Intervenierenden während des gesamten Untersuchungszeitraumes von 2001-2011. Die Titelzeile lautet „Deutsche an allen Fronten. Die überforderte Armee“ und gibt entschieden die Interpretationsrichtung vor. Durch das Titelbild wird verallgemeinernd die prekäre Lage der Intervenierenden bei Auslandseinsätzen thematisiert, ohne auf einen konkreten militärischen oder außenpolitischen Anlass bezogen zu sein. Im Fokus des Bildsujets stehen nicht die Intervenierten. Sie geben leicht sichtbar lediglich die Randbedingung für die Selbstreflexion der Intervenierenden ab. Sehr deutlich wird diese Instrumentalisierung anhand des *Spiegel*-Titelbildes 2002/11. Im Zentrum der Bildkomposition steht ein junger, blonder und durch seine weichen Gesichtszüge fast feminin wirkender, Soldat der Intervenierenden. Dessen kontrollierte Körperhaltung kann mit den Attributen auf-

recht, neutral und defensiv beschrieben werden; dabei sind sein Kopf und der Oberkörper um die eigene Körperachse verdreht. Deutlich wahrnehmbar ist die Laufrichtung des Körpers, der Soldat würde im animierenden Blick des Bildbetrachters nach rechts aus dem Bild herauslaufen, während er nach links zurückschauend blickt. Diese Akzentuierung drückt körpersprachlich eine potentiell kalkulierte Zielsetzung, Souveränität sowie Selbstbeherrschung aus und symbolisiert männliche Haltung, die jedoch in ihrer Gesamtheit diffus und irritiert erscheint. Der Eindruck bedingter, eingeschränkter soldatischer Souveränität und Contenance verstärkt sich durch die Kopfhaltung und den nach rückwärts gewandten Blick. Zudem ist der Kopf des Soldaten leicht nach unten gesenkt, sein konzentrierter Blick horizontal auf eine Sache, einen Gegenstand oder ein Ereignis hinter ihm und außerhalb des Bildbereichs fixiert.

Unsere These ist, dass der dargestellte Soldatentypus nicht den Habitus eines nach Transzendenz strebenden heroischen Kriegers verkörpert, der sich im Schlachtfeld zu verwirklichen trachtet, sondern die Pragmatik eines helfenden und beschützenden Parlamentssoldaten symbolisieren soll, der in der Funktion eines Peacekeepers und im weiteren Sinne als verantwortungsvoller Familienmensch konnotiert wird.¹⁸ Der Soldat wird in einer für ihn unsicheren und unübersichtlichen Lage dargestellt, wirkt dadurch jedoch nicht gleich hilflos oder gar passiv, da sein Gewehr und seine Gebärden Wehrhaftigkeit andeuten.

Im Rücken des Soldaten und im Mittelgrund des Bildaufbaus befinden sich einige stehende, junge, zivile, afghanische Männer, die mehr oder weniger direkt in die Kamera des Fotografen schauen und mit ihren Blicken vor allem mit dem Betrachter und nicht mit dem Soldaten interagieren. Auffällig ist, dass Intervenierende und Intervenierende der Bildsprache und dem Bildaufbau gemäß nicht direkt miteinander kommunizieren. Der Bildbereich wurde so ausgewählt, dass der

18 Soldatenbilder eignen sich gut, um die Selbst- und Fremdwahrnehmung von Gesellschaften zu erörtern. Die entsprechenden Körperbilder verweisen auf die imaginativen Prozesse und Traumorte als Körperutopie, die eine Gesellschaft für sich entwirft. Nationalsozialistische Soldatenbilder sind so zum Beispiel von einer Gesichtskonographie geprägt, die deutlich pathetisch wirkt, weil der Blick schicksalsergeben inszeniert ist und die Gesichtszüge hart und metallisch gezeichnet sind. Ein dermaßen mit ambivalenten Emotionen beladenes Gesicht im Konnex mit der ebenso ambivalenten Körperhaltung, wie des Soldaten im Spiegel-Titelbild 2002/11 wäre schlicht zu dieser Zeit nicht anerkennungswürdig gewesen, weil es Labilität ausdrückt. Zur Veränderung von Soldatenbildern in der frühen Bundesrepublik (vgl. Loch 2006: 265-282). Soldatenbilder der NS-Zeit werden ausführlich analysiert durch Paula Diehl (Diehl 2005; Bilder von SS-Soldaten finden sich auf Seite 16, 184, 197, 219).

Eindruck provoziert wird, es gäbe mehr Afghanen und Afghaninnen als dargestellt und abgebildet werden konnten. Sie dominieren den einzelnen Soldaten rein quantitativ durch ihre Anzahl.

Die Kleidung der Afghanen gibt sie als intervenierte Dorf- und Zivilbevölkerung zu erkennen; darunter lange, schlichte Ganzkörpergewänder mit darüber liegenden großen Tüchern, mit denen der Kopf und in vielen Fällen auch das Gesicht verdeckt wird. Die für westliche Kulturkreise ungewöhnlichen Textilien unterstreichen diffizil die ‚Fremdheit der Anderen‘. Das partielle Verdecken der Gesichter verstärkt diesen Eindruck. Die sichtbaren Körper- und Gesichtsausdrücke der dargestellten Intervenierten divergieren hingegen, sie lachen schamvoll, schauen interessiert bis neugierig oder verdecken ihr Gesicht spielerisch mit ihren Händen oder Gewändern. Insgesamt wird durch die unterschiedliche Mimik der Intervenierten der Eindruck von Zweideutigkeit evoziert, was für die BildrezipientInnen eine zeitaufwändigere Lektüre bedeutet und sie subtil zwingt die mentale Situation des intervenierenden Soldaten nachzuempfinden, der durch die mimische Heterogenität geradezu „überfordert“ wird. Betont man diesen Aspekt, so ist die gesamte Darstellung darauf hin konzipiert, den RezipientInnen das Gefühl naheulegen, nicht in der ‚Haut‘ des Soldaten stecken zu wollen. Aus der Sicht der Bildbetrachter ist der Soldat in eine unangenehme Szenerie der Fremdheit und Andersheit verwickelt, die er nicht ganz zu überblicken vermag.

Unsere These ist, dass Bildaufbau, Darstellungskonvention und die gezeigten Interaktionen der Menschen in *Spiegel*-Titelbild 2002/11 kulturelle Differenzen nach einem binär-hierarchischen Muster symbolisieren. Inhaltlich wird durch das Titelbild visuell bestätigt und verstärkt, was sprachlich durch die Verwendung pejorativer Metaphoriken bereits an anderen Stellen vielfach signalisiert und vorgegeben wurde. Die kulturelle Hierarchie zwischen Intervenierenden und Intervenierten verdeutlicht der auf den Soldaten fokussierte Bildaufbau – die intervenierte Zivilbevölkerung erscheint visuell als zweitrangig. Der Soldat symbolisiert aus unserer Sicht zudem die einzige Möglichkeit potentieller Handlungsrationalität, während die ihn umgebenden Gestalten entweder entrückt, verspielt, gelangweilt oder gar ominös und intransparent erscheinen. In einem umfassenden Sinne verhandelt die Bildthematik Männlichkeitsmodelle und setzt diese in strukturelle Beziehungen zueinander. Die Intervenierten nehmen die Position einer untergeordneten Männlichkeit ein, die „in der Konstruktion hegemonialer Männlichkeit ähnlich wie Weiblichkeit als konstitutives Außen“ (Kreisky/Löffler 2009: 78) fungiert. Der Gesamteindruck von Armut, Rückständigkeit, gradueller Infantilität und Primitivität symbolisiert die Angewiesenheit auf einen überlegenen, maskulinen Rettertypus und unterstreicht die Unfähigkeit zur Selbstbeherrschung.

Aus diesen Gründen und vorerst unter Ausklammerung der Titelzeile steht das Bildsujet von *Spiegel*-Titelbild 2002/11 in einer Kontinuität mit einer symbolischen Bildsprache, wie sie seit Kupferstichen von Theodor De Bruy aus dem 16. Jahrhundert im visuellen Gedächtnis Europas kursieren. Viele Stiche aus der Hochphase der ersten Kolonisierungswelle inszenieren strukturell ein ähnliches Motiv und zeigen ihrem Selbstbild entsprechend höher zivilisierte Kolonisatoren vor paradigmatisch ‚infantilen Wilden‘, die in ihren Anlagen noch als entwickelbar erscheinen (vgl. Schmidt 2011: 285-287).¹⁹

Abbildung 2: Kupferstich von Theodor de Bruy
„Columbus landing on Hispaniola“



Quelle: http://jbshistoryblog.de/wordpress/wp-content/uploads/706px-Columbus_landing_on_Hispaniola_adj.jpg (aufgerufen am 07. August 2012).

19 Die Stiche zeigen alle das erste ‚Zusammentreffen‘ von Kolonisatoren und Indigenen: „Die Rollen sind dabei klar verteilt: Auf der einen Seite die bekleideten, ganz offensichtlich bedächtigen, vernünftigen – also zivilisierten – Niederländer, auf der anderen Seite die nackten und vertrauensseligen – also insgesamt inferioren – Indigenen, die die neuen Akteure auf den Weltmeeren euphorisch und begeistert – mit ‚freudreichem Getös‘, wie es in der Subscriptio heißt – begrüßen“ (Schmidt 2011: 287).

An ihrer rudimentären bis zur Nacktheit reichenden Kleidung erkennbar werden die indigenen Kolonisierten als inferior den ‚zivilisierten‘ europäischen Kolonisatoren gegenübergestellt. Die Symbole der europäischen Hochzivilisation dieser Zeit sind deutlich herausgestellt und reichen von der Kleidung und Rüstung, den Waffen, bis zu den Schiffen und dem Aufstellen des christlichen Kreuzes als Emblem für die kommende und im höheren Auftrag erfolgende Missionierung.

In Analogie zum Kupferstich von De Bruy erscheinen die afghanischen Männer in *Spiegel*-Titelbild 2002/11 tendenziell wie ‚freundliche Wilde‘, die deshalb nicht gleichwertig sind, weil sie als weltfremd, unerfahren und infantil konnotiert werden. Symbolisch stehen die Intervenierten mit den Indigenen auf einer Ebene. Im Gegensatz zu den Kupferstichen De Bruys ist jedoch der formulierte und deutlich ausgedrückte Superioritätsanspruch der Intervenierenden, der durch den Subjekttypus des Soldaten angedeutet wird, seltsam prekär und ignoriert das Potential des Scheiterns der Afghanistan-Intervention und der intervenierenden Gesellschaft im Grunde nicht. Entgegen der verklärenden und beschönigenden Szenerie in den Kupferstichen, die das relativ eindeutige Bild von Demut und Unterwürfigkeit auf der einen, sowie der Überlegenheit und Divinität auf der anderen Seite bekräftigen, argumentiert die Titelzeile von *Spiegel*-Titelbild 2002/11 mit kritischen Untertönen: „Die überforderte Armee“ und unterläuft so mit einer dekonstruktiven Geste die scheinbare Eindeutigkeit des modernen Bildsujets.

Auch in anderer Hinsicht sind Antinomien und Diskrepanzen in *Spiegel*-Titelbild 2002/11 erkennbar, denn die Konzentration auf interagierende Menschenkörper schafft psychische und physische Spannungen und muss durch den Betrachter als hochgradig emotional empfunden werden, da dieser gefühlsmäßig in das Geschehen involviert ist und sich als Teil der intervenierenden Gesellschaft mit dem Soldaten tendenziell eher identifizieren kann. Der Eindruck der Fremdheit des intervenierenden Soldaten im Interventionsgebiet wird zudem durch die Mauer im Bildhintergrund verstärkt und durch die vegetationsarme Umgebung hervorgehoben. Die Mauer als stark assoziatives architektonisches Zeichen symbolisiert Abgeschlossenheit und Isolation des Ortes und betont sowohl Distanz als auch die fundamentale Differenz der aufeinander treffenden Menschen.²⁰

Dazu passt auch, dass für die Darstellung Afghanistans das Sujet der kargen Landschaft kanonisch geworden und in vielen untersuchten *Spiegel*-Titelbildern

20 Mauern sind prinzipiell Sinnbilder für Grenzen, die Bereiche und Territorien gewalt-sam ein- und zuteilen, grundsätzlich trennen und die Unzugänglichkeit bestimmter Räume und Erfahrungs- und Existenzweisen verdeutlichen.

präsent ist. Das Leitmotiv der vegetationslosen Landschaft als imaginärem Raum, dessen symbolische Armut auf Homogenität und Unterentwicklung zugleich verweist, nuanciert nicht nur den unbehaglichen Gesamteindruck der Szenerie in *Spiegel*-Titelbild 2002/11, sondern kann allgemeiner als integraler Bestandteil (post)kolonialer Herrschaftspraktiken verstanden werden, da „die Disziplinierung der Raumwahrnehmung und (die) Implementierung einer spezifischen Deutungsmacht und Imaginierung von Raum (...) als zentral für die koloniale Macht- und Herrschaftsformation“ (Varela/Dhawan/Randeria 2010: 177) gelten muss. Visuell erschaffen wird ein imaginär-symbolischer Ort der kulturellen Fremdheit, der durch seine paradigmatische Ödnis und Einfältigkeit als ein Synonym für die Nicht-Kultur der Anderen fungiert und geradezu antithetisch jenen heterogenen imaginativen Ortserfahrungen widerspricht, die wir in unseren verschiedenen urbanen oder medial-virtuellen Räumen der westlichen Welt tagtäglich machen.²¹

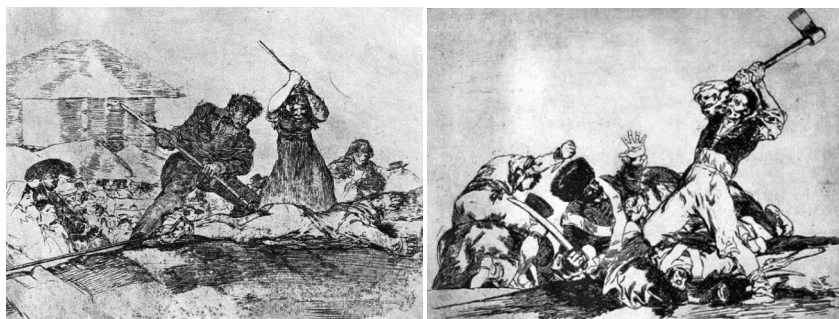
Im folgenden, abschließenden Teil der Bildanalyse wird mit dem *Spiegel*-Titelbild 2002/11 assoziativ experimentiert. Unsere These ist, dass *Spiegel*-Titelbild 2002/11 als Referenzpunkt für mögliche negative Körpererfahrungen fungiert. Die Angst vor möglichen physischen Schmerzerfahrungen, die dem Bildsujet potentiell inhärent sind, erscheint implizit mit einer politischen Situationsbeschreibung zusammenzugehören. Deshalb wird der Versuch unternommen, das *Spiegel*-Titelbild 2002/11 auf prospektive Gehalte und Potentiale hin zu betrachten. Kern dieser Herangehensweise ist die Überzeugung, dass jedes statische Bild dazu anregt Folgebilder zu animieren und Assoziationen anzuregen, die nicht direkt gezeigt werden, aber latent vorhanden sind und mit hoher Wahrscheinlichkeit schon als ikonographische Referenz im kollektiven Bilderhaushalt vorliegen.

Angeregt durch die Lektüre der Zeichnungen „Desastres de la Guerra“ von Francesco de Goya erschien *Spiegel*-Titelbild 2002/11 als eine subtile chronologische Vorstufe zu dem weitaus eindeutigerem *Spiegel*-Titelbild 2010/04, das im Folgenden diskutiert wird. Während in letzterem die Gewalt schon geschehen ist und eine Gruppe bewaffneter afghanischer Männer einen halb zerstörten russischen Hubschrauber triumphierend besetzt hält, deutet *Spiegel*-Titelbild 2002/11 vermittelt der psychischen Spannungen zwischen den Akteuren subtil auf einen möglichen Gewaltausbruch hin. Goyas Radierungen, die gleichnishaft eine sich

21 Die Einsicht einer herausgehobenen Bedeutung der Räume, Landschaften und Orte, die wir für die Anderen reservieren, imaginieren und in unseren Vorstellungen hervorbringen, ist fundamental für die Kritik an (post)kolonialen Konstruktionen der visuellen Repräsentation der Anderen (Varela/Dhawan/Randeria 2010: 180).

zunehmend entgrenzende Gewalt zwischen der französischen Armee und der spanischen Zivilbevölkerung während der Napoleonischen Kriege thematisieren, dienen diesbezüglich als visueller Referenzpunkt, da mit ihnen veranschaulicht werden kann, wie aus Unübersichtlichkeit und Überforderung Gewalt und Chaos entstehen, und das umso wahrscheinlicher im Falle asymmetrischer Konflikte, da die Differenzierung von Kombattanten und Nicht-Kombattanten erschwert ist und die passive oder aktive Unterstützung Aufständischer durch die zivile Bevölkerung militärische Strategien und die Situationskontrolle der intervenierenden Armee(n) vereiteln.

Abbildung 3: Radierungen von Francesco de Goya „Los desastres de la guerra“



Quelle: http://www.sightswithin.com/Francisco.Goya/Los_desastres_de_la_guerra%2C_Plato_28_-_Populacho.jpg (links) und http://www.sightswithin.com/Francisco.Goya/Los_desastres_de_la_guerra%2C_Plato_3_-_Lo_mismo.jpg (rechts, beide aufgerufen am 07. August 2012)

Goya zeigt in der prägnanten und mit dem Titel „Pöbel“ versehenen Radierung 28 der „Desastres de la Guerra“, wie eine rasend gewordene Menschenmenge über einen Soldaten der Napoleonischen Armee herfällt und den entkleideten und am Boden liegenden Mann schändet und zu Tode prügelt. Andere Bilder aus dem Zyklus Goyas zeigen ähnlich dramatische Motive, bei denen ein ehemals uniformierter Soldat zum Opfer der Gewalt einer entgrenzten und pöbelhaften Menschenmenge wird. Die Drastik solcher Darstellungen von körperlicher Gewalt im Krieg, die nicht zufällig an den misslungenen Somalia-Einsatz der US-Armee erinnern,²² liegt darin, direkt auf die elementaren Körperempfindungen

22 Die Eskalation des Mogadischu-Einsatzes im Oktober 1993 bedeutete den Abzug der US-amerikanischen Truppen aus dem vom Bürgerkrieg geplagten Somalia. Auslöser für den Rückzug waren primär die Fernsehbilder geschändeter Leichname zweier

des Betrachters zu zielen und an die Kontingenz und Labilität der eigenen physischen und in aller Konsequenz auch psychischen Unversehrtheit zu rühren. Jede Darstellung von Schmerz fordert den Betrachter mindestens implizit auf, ein- und mitfühlend zu reagieren, wie die lange visuelle Tradition christlicher Ikonographie beweist (vgl. Schug 2012).

Die RezipientInnen des *Spiegel*-Titelbilds 2002/11 sind gemäß dieser Argumentation explizit aufgefordert ein tragendes Element der psychosozialen Dynamik zu sein, welche die visuelle Ordnung konstituiert, um Mitleidsempfindungen zu provozieren. Im schlimmsten Fall wird dadurch das denkbar, was Goyas Radierungen so eindrücklich vor Augen führen.

Die emotionale Integration als potentiell Mitleidender lässt für den Betrachter nur wenige Möglichkeiten für den weiteren Verlauf der Szene in *Spiegel*-Titelbild 2002/11 zu. Der einzelne Soldat, umzingelt von Intervenierten, deren Verhalten nur schwer einschätzbar ist, kann sich der Situation entziehen und gesteht sich und den Intervenierenden die Überforderung ein oder er verbleibt in der Situation, die sich, ganz im Sinne einer Eingebung im Stile Kassandras, zum Schlechteren wenden kann. Entweder die dann erwartbaren möglichen Schmerzen tragen nach einem Kampf zur Mann- und Heldwerdung des Soldaten bei und die Überforderung wird in die Eigentlichkeit souveräner Selbstverfügung retransformiert oder der Krieg hinterlässt traumatisierende Spuren am Körper, indem er Verstümmelungen, Verwundungen und Verletzungen in die Physis und Psyche des Soldaten und im übertragenen Sinne in die Krieg führende Interventionsgesellschaft einschreibt.²³

Delta-Force Soldaten, die durch aufgebrachte Somalis durch die Straßen Mogadischus geschleift wurden. Die Verfilmung der Ereignisse der Schlacht von Mogadischu (2. bis 3. Oktober 1993) wurde von Ridley Scott mit Unterstützung des US-Militärs realisiert und ging unter dem Titel *Black Hawk Down* in die Filmgeschichte ein. Die Schändung der US-Soldaten wird in dem zugleich patriotisch aufgeladenen, aber auch kritische Untertöne enthaltenden Film nicht gezeigt (vgl. Henning 2006: 255ff.).

- 23 Die Kriegskrüppelbilder von Otto Dix aus den 1920er Jahren sind berühmt für die Darstellung der irritierenden Rückkehr von beschädigten Soldatenkörpern aus dem Ersten Weltkrieg in die zivile Welt einer auf Vergnügungen fixierten Weimarer Kultur (vgl. Borges 2011: 112f.). Solche verstümmelten Körper symbolisieren den Bruch mit einer sozialen Ordnung, zeigen soziale Diskontinuität an und stellen einen Ort dar, an dem die Realität des Krieges wirklich sichtbar wird (vgl. Diehl 2005: 74f.). Der Expressionist Ernst Ludwig Kirchner hat, um die psychischen Störungen nach seinen Erlebnissen im Ersten Weltkrieg zu verdeutlichen, ein Gemälde konzipiert, in dem er

Spiegel Titelbild 2010/04

In *Spiegel*-Titelbild 2010/04 kulminieren einige der bis hierher angestellten Überlegungen bezüglich des *Spiegel*-Titelbildes 2002/11 und das sowohl auf der verbalen als auch der visuellen Ebene.

Unter der Titelzeile „Afghanistan: Der 200-jährige Krieg. Friedhof der Supermächte“ ist ein zerstörter russischer Militärhubschrauber zu sehen, der von einer afghanischen Männergruppe besetzt ist, die triumphierend auf dessen Dach stehend Waffen und Arme emporstreckt und mit ihren Gesten Siegesgewissheit symbolisiert. Die Metapher vom „Friedhof der Supermächte“ zeigt nicht nur die Relevanz der Sprache für die Dechiffrierung des Bildsujets an, sondern buchstabiert aus, was in *Spiegel*-Titelbildes 2002/11 lediglich latent angelegt war.

Der Status der größtenteils bewaffneten Männer bleibt für den Betrachter unklar, kann aber aufgrund des Abbildungskontextes nicht als positiv empfunden werden. Das Fehlen jeglicher Uniformen, die „Gruppenzugehörigkeit“ ausdrücken und „aus ihren Trägern politische Repräsentationseinheiten“ (Diehl 2005: 180) machen, lässt deutlich werden, dass die Bewaffneten vor allem mit irregulären Kombattanten, Guerilla oder Partisanen assoziiert werden sollen. Diesbezüglich sind im visuellen Gedächtnishaushalt eine Unmenge Möglichkeiten für visuelle Anknüpfungspunkte vorhanden. Sie reichen von verschiedenen gewaltsamen Aufständen in der europäischen Geschichte bis hin zu den großen weltgeschichtlichen Zäsuren, wie der Französischen Revolution, der Deutschen Revolution von 1848 oder der Kubanischen Befreiungsbewegung.

Abbildung 4: Bilder von Aufständischen. Revolution in Kuba (links) und Deutsche Revolution 1848 (rechts)



sich in Soldatenuniform mit einer fiktiven Verstümmelung, einer abgeschnittenen Hand, zeigt (vgl. Schug 2012: 163).

Quelle: http://www.n24.de/media/_fotos/1politik/2008_2/februar/080219_9/bgcastro/2.jpg (links) und http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:Maerz1848_berlin.jpg&filetimestamp=20051011073610 (rechts, beide aufgerufen am 07. August 2012).

Das Tragen unterschiedlicher Waffen und heterogener ortsgebundener Kleidung, wie sie für die Ikonographie von Partisanendarstellungen üblich ist, verdeutlicht dies (vgl. Skokan 2011: 220). Insgesamt soll der beunruhigende Eindruck von Rebellion, Revolte, Aufstand und unkontrollierbarer Gewalt entstehen. Die wie auf einer Barrikade stehenden Männer symbolisieren die Aufkündigung von bis dato bestehenden politischen Ordnungsprinzipien.

Die Perspektive des Bildes akzentuiert diesen Eindruck. Zum einen ist durch den Blickwinkel die untergeordnete Stellung des Betrachters exponiert, der die auf dem Hubschrauber stehende Masse nur von unten betrachten kann und schlicht durch die Perspektive entmächtigt wird. Zum anderen ist die Szene so fotografiert und beschnitten, dass der Hubschrauber und die auf ihm stehenden bewaffneten Afghanen eine Linie von links oben nach rechts unten bilden. Diese Gegendiagonale wird in der westlichen Kultur negativ konnotiert und versinnbildlicht das Erleiden einer Niederlage.

Der Hubschrauber gibt als vieldeutiges Symbol darüber hinaus Hinweise auf weitere Assoziationspotentiale, die auf ein militärisches Debakel hinweisen. Auf der Oberfläche dient er der Verdeutlichung des historischen Vergleichs der gegenwärtigen Ereignisse mit dem verlustreichen Feldzug des sowjetischen Imperiums in Afghanistan und führt so die Kontinuität einer Geschichtserzählung fort, wie sie spätestens mit den anglo-afghanischen Feldzügen im 19. Jahrhundert begonnen hat. Im Sinne dieses Narrativs waren es immer die technisch und zivilisatorisch überlegen geglaubten Nationen, die sich an ‚urtypischen und wilden Völkern‘ wie den Afghanen die „Zähne ausbissen“. Dieses Missverhältnis scheint schon in der Karikatur aus der Zeit der anglo-afghanischen Kriege durch das Zertreten einer Melone (Bowler) eines englischen Gentleman durch einen „wilden Afghanen“ symbolisiert (siehe Bild unten).

Abbildung 5: Afghane beim Zertreten eines Bowlers, entstanden zur Zeit der anglo-afghanischen Kriege.



Quelle: http://farm5.static.flickr.com/4141/4861739270_95349f1d1f.jpg (aufgerufen am 07. August 2012)

Auf einer anderen Ebene fungiert der zerstörte Hubschrauber in Spiegel-Titelbild 2010/04 als symbolische Antithese zur Glorifizierung des Luft- und des High-techkrieges. Die vermeintliche Überlegenheit durch Technik und zivilisatorische Errungenschaften, wie Luftfahrzeuge und modernes Kriegsgerät wird ins Negative gewendet. Das abgeschossene und vom Himmel geholte militärische Vehikel, ehemals Symbol für technische, militärische und kulturelle Superiorität der Supermächte, ist der materielle Beweis für die Bezwingung eines Gegners, der eigentlich als unterlegen vorgestellt wird. Als Trophäe ist der zerstörte Hubschrauber ebenfalls ein symbolisches Surrogat für den Soldatenkörper. Die Zerstörung und Besetzung des militärtechnischen Gegenstands ist damit die Weiterführung dessen, was sich in *Spiegel*-Titelbild 2002/11 narrativ über die Bedrohung des einzelnen intervenierten Soldaten nur ahnungsvoll andeutete und in den Bildern Goyas schonungslos ausformuliert wurde. Die zersplitterten Scheiben, die ausgefallenen Fenster und die Flugunfähigkeit des Hubschraubers erscheinen wie Paraphrasierungen der Beschädigungen der physischen Integrität eines Menschen- und insbesondere Soldatenkörpers. Die zerstörte und ruinenhafte Militärtechnik verstärkt den Eindruck, Afghanistan als einen in seiner Gesamtheit beschädigten, monströsen und krüppelhaften Ort wahrnehmen zu sollen, der als Projektionsfläche für Dystopien, Degenerationen und Ängste den Idealen körperlicher, als auch sozialer und politischer Einheit widerstrebt.²⁴

24 Wenn, wie Jacques Lacans Theorie behauptet, die Ego- und Identitätskonstituierung eines Subjekts primär von visuellen Prozessen und Spiegelbildern, aber auch von Dis-

4 DISKUSSION DER ERGEBNISSE

Wie in diesem Beitrag mehrfach angesprochen, werden die intervenierten AfghanInnen und die so genannten Feinde entlang essentialisierender Diskurse konstruiert. Für den deutschen *Heimatdiskurs* bedeutet dies, dass sich die vermeintlich homogene deutsche Mehrheitsgesellschaft durch die Konstruktion eines vermeintlich homogenen ‚Anderen‘ und ‚Fremden‘ der eigenen Identität versichern kann. Dieser Prozess erfolgt entlang dichotomer Schemata. Nahezu alle gefundenen metaphorischen Konzepte dienen der Komplexitätsreduktion. Abgrenzungs- und Exklusionsmechanismen, Identitätsbildung und Steigerung des okzidental Selbstwertgefühls hängen mit diesem, auf Vereinfachung zugespitzten Bild des Fremden, funktional zusammen.

In der Analyse metaphorischer Konzepte zeigte sich, dass die Intervenierten in orientalisierenden und geschlechterstereotypen Bildern sprachlich erfasst werden. Darüber hinaus konnte ein starker Opferdiskurs evident gemacht werden, der den afghanischen Menschen Passivität, Unterlegenheit und eine geringe Autonomie zuschreibt. Der/die ‚Andere‘ muss mit sich verschränkenden Bildern von Armut, Schwäche und Hilfsbedürftigkeit erschaffen werden, damit eine Intervention als sinnvoller Akt begriffen werden kann.

Durch die Art und Weise der Beschreibung der AfghanInnen wird deren Zugang zu relevanten politischen Positionen und Rechten und damit zu Macht- und Herrschaftspositionen implizit reguliert. Während dort Menschen in ‚Stämmen‘ leben, ist hier bereits der vollwertige, ‚zivilisatorische‘ Zustand einer liberalen Gesellschaft erreicht. Nur so kann die Intervention westlicher SoldatInnen auch mit einem ‚zivilisatorischen‘ Anspruch verknüpft werden, sodass „Weiße Männer (...) braune Frauen vor braunen Männern [retten]“ (Spivak [1988] 2008: 78). Der moderne Weiße Held sollte gegen vormoderne Schurken kämpfen. Implizit ist in diesem Diskurs die Regulierung legitimer und de-legitimer Gewaltformen angelegt, wie hier beispielhaft in den Metaphern der „kriminellen Strauchdiebe“ und der „Steinzeitislamisten“ analysiert wurde.

Die intervenierten Feinde werden über andere sprachliche Bilder inferiorisiert. Insbesondere durch Krankheitsbilder, Tiermetaphern und Motive der Un-

kursen, die ebenfalls Imaginationen modifizieren und zurückstrahlen, abhängt, damit das Subjekt sich als unversehrtes Ganzes imaginieren und entwerfen kann, dann sind die soeben besprochenen Spiegel-Titelbilder 2002/11 und 2010/4 negative Projektionsangebote und damit problematische Spiegelbilder, die Ängste vor Verstümmelung, Fragmentierung und Unversehrtheit mobilisieren und mit kognitiven und emotionalen Assoziationen von Körper- und Schmerzvorstellungen argumentieren.

sichtbarkeit überwog hier eine Degradierung, Entmenschlichung und Entsubjektivierung der Feinde, die in der Kriegsrhetorik eine lange Tradition haben. Gleichzeitig wiesen einige verwendete Bilder aber auch auf die Übermacht und Unkontrollierbarkeit der Feinde hin und somit auf die Unmöglichkeit, diese im Rahmen der Intervention besiegen zu können. Zudem korrespondierten die Befunde über die afghanischen Feinde mit denen der Menschen, in dem Sinne, dass hier ein rückständiges und abwertendes Bild der AfghanInnen entworfen wird, dass kulturalisierende, diskriminierende und rassistische Konnotationen trägt.

In allen gefundenen Metaphern zeigte sich darüber hinaus ein gemeinsames Kernproblem. Metaphern werden verwendet, um komplexe Zusammenhänge in bereits bekannte Kontexte zu übertragen, die Bildhaftigkeit der Aussagen soll bei den Lesenden eine direkte Reaktion oder sogar Emotion hervorrufen. Metaphern sind geeignet, einen hegemonialen Diskurs zu stärken, der das Andere und Fremde durch Rekurs auf relativ stabile und tradierte Bedeutungskonzepte, die im kulturellen Gedächtnis verankert sind, geschickt aktualisiert. Metaphorische Konzepte sind ausgreifend – sie bestimmen Wort und Bild und verdichten sich zu einem mythischen Ganzen und machen es für Gesellschaften schwer, zwischen rationaler Furcht und irrationalen Ängsten zu unterscheiden. Sie zielen direkt auf die Imagination der Lesenden und Zuschauenden und es ist schwer, diesen mit einem besseren Argument zu überzeugen, da dessen „Worte“ quasi synthetisch mit mentalen Bildern, mit inneren und äußeren Vor- und Darstellungen interagieren. Das Problem der Metaphern besteht darin, dass über die Ausblendung von Vielfalt, Komplexität und Widersprüchen ein sehr diskriminierendes Stereotypenregime über die Intervenierten in Afghanistan entsteht. Eine Begegnung auf Augenhöhe innerhalb der Interventionsgesellschaft wird damit (fast) unmöglich.

Mit Rekurs auf die Metaphernanalyse konnte die Bildanalyse zeigen, „dass nationale Identität und Zugehörigkeit in Kriegszeiten medial betont und an eine verbindliche Definition des ‚Eigenen‘ gebunden werden, die sich von dem konstruierten ‚Fremden‘ abhebt und so politisch-militärisches Handeln legitimiert (...)“ (Löffelholz 2004: 35). Die elementaren Muster, die der visuellen Repräsentation der Intervenierten und der medialen Darstellung des Krieges selbst zugrunde liegen, veränderten sich im Untersuchungszeitraum kaum. Gleichzeitig wurde der interventionistische Krieg an sich durch konventionelle Darstellungsmethoden und standardisierte visuelle Grundmuster weitestgehend normalisiert und entdramatisiert.²⁵

25 „Was Kriege sind, warum sie geführt werden, welche Folgen sie für die Menschen haben, erschließt sich nicht aus Bildern. Diese sind bestenfalls Momentaufnahmen, in

Die prinzipielle Marginalisierung der Intervenierten innerhalb des deutschen Heimatdiskurses ließ sich sowohl auf der quantitativen als auch der qualitativen Ebene der Visualität besonders ausgeprägt feststellen. Es gab im gesamten Untersuchungszeitraum keine angemessene Menge an Bildmaterial, das die Intervenierten in einer würdigen Art und Weise dargestellt hätte. Dies ist auf die interessengeleitete Selektivität unserer Wahrnehmung zurückzuführen, die sich in den Medien spiegelt, moduliert und fortsetzt und damit den deutschen Heimatdiskurs prägt. Im Hinblick auf die visuelle Repräsentation ziviler Intervenierter kann im Anschluss an Judith Butler behauptet werden, dass eine „Derealisierung des ‚Anderen‘“ stattfindet, der „weder lebendig noch tot“ ist (Butler 2005: 51). Die Intervenierten erscheinen im Sinne Butlers als „verworfenen Subjekte“ (Bublitz 2010: 99), indem sie entweder überhaupt nicht visuell repräsentiert werden oder nur als minoritäre Subjekte oder anormale Existenzweisen erscheinen.

Unter Berücksichtigung der Prämisse, dass Bilder und visuelle Darstellungsformen in der Nachrichtenvermittlung von Mediendemokratien besonders wichtig und wirksam sind, erscheint die fehlende Aufmerksamkeit gegenüber den zivilen Intervenierten als Ausdruck vorenthaltener Anerkennung und damit im Sinne Pierre Bourdieus als symbolische Gewalt (vgl. Fowler 2008: 75-99). Diese Gewaltform erzieht zur Unempfindlichkeit und Indifferenz von Normverletzungen durch gewöhnende Wiederholung spezifischer Narrative und rassistischer, ethnozentrischer, islamophober und insgesamt enthumanisierender Mythen. Die Anderen werden so zu nicht gleichwertigen und nicht anerkennungswürdigen Menschen gemacht, indem sie auf eine bestimmte Weise konstruiert werden oder Subjektpositionen zugewiesen bekommen, die sie entwürdigen, exkludieren oder deklassierend integrieren.

Auf der Ebene des Visuellen bedeutet das, wenn argumentiert wird, dass der Afghanistan-Einsatz zugunsten der unterdrückten und minorisierten Subjekte innerhalb der intervenierten Gesellschaft durchgeführt wird, dass diesen selbst keinerlei Forum zur Artikulation und Repräsentation und damit kein relevanter Zugang zum Diskurs zur Verfügung steht. Der logische Anspruch jedoch wäre auf der Ebene der Bilder viel eher: „Eine Repräsentationspolitik, die nicht riskieren will, die Bedingungen, die sie angreift, indirekt zu reproduzieren, erfordert

der Regel jedoch interessengebundene Projektionen und Inszenierungen. Erst die analytische oder künstlerische Dekonstruktion der Bilder und die gewiss anstrengende Reflexion im Medium der Sprache führt an das Wesen des Krieges heran“ (Paul 2004: 484).

Darstellungsstrategien, die ihre politischen Forderungen als strukturelles Repräsentationselement enthalten“ (Schaffer 2008: 97).

Deshalb sind zwei Strategien der symbolischen Gewalt ausschlaggebend im visuellen Diskurs der Intervenierten: Zum einen die Art und Weise der Hypervisibilisierung, die mit einer „Methode des Fremdmachens“ (Geis 2007: 181) besonders korreliert und zum anderen die Ausblendung beziehungsweise Auslöschung intervenierter Positionen. Im Anschluss an die Theorie der Subalternität von Gayatri C. Spivak kann diesbezüglich gesagt werden: „Den Subalternen die ästhetische Repräsentation zu versagen, ist eine historische Begleiterscheinung zu der buchstäblichen Versagung einer ökonomischen, rechtlichen und politischen Repräsentation“ (Schaffer 2008: 90).

LITERATUR

- Arndt, Susan. 2011. „Stamm“. In *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk*, hrsg. v. Arndt, Susan und Ofuatey-Alazard, Nadja, S. 668-670. Münster: Unrast-Verlag.
- Arndt, Susan und Ofuatey-Alazard, Nadja, Hrsg. 2011. *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk*. Münster: Unrast-Verlag.
- Attia, Iman. 2009. *Die „westliche Kultur“ und ihr Anderes: Zur Dekonstruktion von Orientalismus und antimuslimischem Rassismus*. Bielefeld: Transcript-Verlag.
- Attia, Iman, Hrsg. 2007. *Orient- und IslamBilder – Interdisziplinäre Beiträge zu Orientalismus und antimuslimischem Rassismus*. Münster: Unrast-Verlag.
- Bergmann, Anna. 2010. „Gewalt und Männlichkeit: Wahrnehmungsmuster des ‚Fremden‘ und des ‚Eigenen‘ in der deutschen Berichterstattung über den Afghanistankrieg.“ In *Medien-Krieg-Geschlecht. Affirmationen und Irritationen sozialer Ordnungen*, hrsg v. Thiele, Martina et al., S. 153-172. Wiesbaden: VS Verlag.
- Borges, Ingo. 2011. „Die wahrhaftige Reportage des Krieges - Otto Dix.“ In *Kriegszeit. Kollwitz, Beckmann, Dix, Grosz*, hrsg. v. Staatsgalerie Stuttgart, S. 111-126. Tübingen/Berlin: Wasmuth Verlag.
- Brockhaus-Online. 2011. <http://www.brockhaus-enzyklopaedie.de/> (lizenzierter Zugriff der Freien Universität Berlin; alle aufgerufen im März 2012).

- Bruchhausen, Walter. 2009. „Gesundheit/Krankheit.“ In *Handbuch Anthropologie. Der Mensch zwischen Natur, Kultur und Technik*, hrsg. v. Bohlken, Elke und Thies, Christian, S. 336-340. Stuttgart: Metzler-Verlag.
- Bublitz, Hannelore. 2010. *Judith Butler zur Einführung*. Junius: Hamburg.
- Butler, Judith. 2005. „Gewalt, Trauer, Politik.“ In *Gefährdetes Leben: Politische Essays*, hrsg. v. Butler, Judith, S- 36-68. Frankfurt: Suhrkamp.
- Castro Varela, Maria do Mar; Dhawan, Nikita und Randeria, Shalini. 2010. „Postkolonialer Raum: Grenzdenken und Third Space.“ In *Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch*, hrsg. v. Günzel, Stephan, S. 177-191. Stuttgart: Metzler.
- Daxner, Michael. 2010. „Das Konzept der Interventionskultur als Bestandteil einer gesellschaftsorientierten theoretischen Praxis“ In *Interventionskultur. Zur Soziologie von Interventionengesellschaften* hrsg v. Bonacker, Thorsten et al., S. 75-100. Wiesbaden: VS Verlag.
- Derrida, Jacques. 2009. *Positionen: Gespräche mit Henri Ronse, Julia Kristeva, Jean-Louis Houdebine, Guy Scarpetta*. Wien: Passagen-Verlag.
- Diehl, Paula. 2005. *Macht – Mythos – Utopie. Die Körperbilder der SS-Männer*. Berlin: Akademie Verlag.
- Dietze, Gabriele; Brunner, Claudia und Wenzel, Edith. Hrsg. 2009. *Kritik des Okzidentalismus: Transdisziplinäre Beiträge zu (Neo-)Orientalismus und Geschlecht*. Bielefeld: Transcript-Verlag.
- Ellwanger, Karen. 2002. „Kleiderwechsel in der Politik? - Zur vestimären Inszenierung der Geschlechter im Raum des Politischen.“ In *Kleider machen Politik. Zur Repräsentation von Nationalstaat und Politik durch Kleidung in Europa vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*, hrsg v. Landesmuseum Oldenburg, S. 108-124. Oldenburg: Isensee.
- Foucault, Michel. 1969. *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft*. Frankfurt a.M: Suhrkamp.
- Fowler, Bridget. 2008. „Pierre Bourdieu und Norbert Elias über symbolische und physische Gewalt: Ein Vergleich.“ In *Symbolische Gewalt. Herrschaftsanalyse nach Pierre Bourdieu*, hrsg v. : Schmidt, Robert und Woltersdorff, Volker, S. 75-99. Konstanz: UVK.
- Geis, Anna. 2007. „Andere, Fremde, Feinde: Bedrohungskonstruktionen in der Demokratie.“ In *Bedrohungen der Demokratie*, hrsg. v. Brodocz, André et al., S. 170-188. Wiesbaden: VS Verlag.
- Grittmann, Elke und Ammann, Ilona. 2008. „Ikonen der Kriegs- und Krisenfotografie.“ In *Global, lokal, digital – Fotojournalismus heute*, hrsg v. Grittmann, Elke und Ammann, Ilona, S- 296-325. Köln: Herbert von Halem-Verlag.

- Henning, Carsten. 2006. „Banal Militarism und die Kultur des Krieges im zeitgenössischen US-amerikanischen Kino.“ In *Banal Militarism. Zur Veralltäglichen des Militärischen im Zivilen*, hrsg. v. Thomas, Tanja und Virchow, Fabian, S. 249-264. München: Transcript.
- Kirchhoff, Susanne. 2010. *Krieg mit Metaphern. Mediendiskurse über 9/11 und den „War on Terror“*. Bielefeld: Transcript.
- Klaus, Elisabeth und Kassel, Susanne. 2008. „Frauenrechte als Kriegslegitimation in den Medien.“ In *Medien – Politik – Geschlecht. Feministische Befunde zur politischen Kommunikationsforschung*, hrsg. v. Dorer, Johanna et al., S. 266-280. Wiesbaden: VS Verlag.
- Kreile, Renate. 2002. „Dame, Bube, König... - Das neue grosse Spiel um Afghanistan und der Gender-Faktor.“ In *Leviathan* Nr. 30, S. 34-64.
- Kreisky, Eva und Löffler, Marion. 2009. „Maskulinität und Staat: Beharrung und Veränderung.“ In *Staat und Geschlecht. Grundlagen und aktuelle Herausforderungen feministischer Staatstheorie*, hrsg. v. Ludwig, Gundula et al., S. 75-88. Baden-Baden: Nomos: Baden-Baden.
- Kruse, Jan; Biesel, Kay und Schmieder, Christian. 2011. *Metaphernanalyse. Ein rekonstruktiver Ansatz*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Kuske, Silvia. 1994. „Von Tausendundeiner Nacht zu Tausendundeiner Angst: der Islam in den Medien.“ In *Feindbilder in der deutschen Geschichte*, hrsg. v. Jahr, Christoph et al., S. 251-279. Berlin: Metropolis-Verlag.
- Lakoff, George und Johnson, Mark. 2003. *Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag.
- Loch, Thorsten. 2006. „Soldatenbilder im Wandel. Die Nachwuchswerbung der Bundeswehr in Werbeanzeigen.“ In *Visual History. Ein Studienbuch*, hrsg. v. Paul, Gerhard, S. 265-282. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Löffelholz, Martin. 2004. „Krisen- und Kriegskommunikation als Forschungsfeld. Trends, Themen, Theorien eines hoch relevanten, aber gering systematisierten Teilgebietes der Kommunikationswissenschaft.“ In *Krieg als Medienereignis II. Krisenkommunikation im 21. Jahrhundert*, hrsg. v. Löffelholz, Martin, S. 13-55. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Maier, Tanja und Balz, Hanno. 2010. „Orientierungen. Bilder des ‚Fremden‘ in medialen Darstellungen von ‚Krieg und Terror‘.“ In *Medien – Krieg – Geschlecht. Affirmationen und Irritationen sozialer Ordnungen*, hrsg. v. Thiele, Martina et al., S. 81-101. Wiesbaden: VS Verlag.
- Pagenstecher, Cord. 2008. „‘Das Boot ist voll’: Schreckensvision des vereinten Deutschland.“ In *Das Jahrhundert der Bilder. 1949 bis heute*, hrsg. v. Paul, Gerhard, S. 606-613. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

- Paul, Gerhard. 2004. *Bilder vom Krieg - Krieg der Bilder: Die Visualisierung des modernen Krieges*. Paderborn u.a: Schöningh-Verlag.
- Paul, Gerhard. 2008. *Das Jahrhundert der Bilder. 1949 bis heute*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Popal, Mariam. 2011. „'zivilisiert und wild'.“ In *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk*, hrsg. v. Arndt, Susan et al., S. 678. Münster: Unrast-Verlag.
- Schaffer, Johanna. 2008. *Ambivalenzen der Sichtbarkeit. Über die visuellen Strukturen der Anerkennung*. Bielefeld: Transcript-Verlag.
- Schmidt, Dorothee. 2011. „Das Fremde im Bild: Ordnung und Unordnung im kolonialen Diskurs um 1600.“ In *Bild – Macht – UnOrdnung. Visuelle Repräsentationen zwischen Stabilität und Konflikt*, hrsg. v. Blank, Anna-Maria et al., S. 285-313. Frankfurt: Campus.
- Schug, Wolfgang. 2012. *Grundmuster visueller Kultur. Bildanalysen zur Ikonographie des Schmerzes*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Skokan, Isabel. 2011. „Partisan.“ In *Handbuch der politischen Ikonographie. Band 2: Imperator bis Zwerg*, hrsg. v. Fleckner, Uwe et al., S. 219-226. München: Beck.
- Spivak, Gayatri Chakravorty. 2008. *Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation*. Wien: Turia und Kant.
- Steuter, Erin und Wills, Deborah. 2009. “Discourses of Dehumanization: Enemy Construction and Canadian Media Complicity in the Framing of the War on Terror.” In *Global Media Journal*, Canadian Edition 2/2002(2), S. 7-24.

SPIEGEL-PRIMÄRQUELLENVERZEICHNIS

2001/38

- 2001/38b: Follath, Erich/Latsch, Gunther (2001): Der Prinz und die Terror-GmbH. In *Der Spiegel*, Heft 38/2001; 15.09.2001.
- 2001/38d: Huetlin, Thomas (2001): Es ist die Atombombe! In *Der Spiegel*, Heft 38/2001; 15.09.2001.
- 2001/38f: Broder, Henryk M. (2001): Nur nicht provozieren! In *Der Spiegel*, Heft 38/2001; 15.09.2001.

2001/39

- 2001/39b: Hoyng, Hans/Ilseman, Siegesmund von/Koch, Dirk/Mettke, Jörg R./Spörl, Gerhard (2001): USA - Zehn Jahre Krieg?. In *Der Spiegel*, Heft 39/2001; 24.09.2001.
- 2001/39d: Hoelzgen, Joachim (2001): Festung ohne Ausgang. In *Der Spiegel*, Heft 39/2001; 24.09.2001.
- 2001/39e: Ihlau, Olaf/Neef, Christian (2001): Die Scharaden der Gotteskrieger. In *Der Spiegel*, Heft 39/2001; 24.09.2001.

2001/40

- 2001/40a: Hoyng, Hans/Ilseman, Siegesmund von/Koch, Dirk/Mettke, Jörg R./Neef, Christian/Spörl, Gerhard (2001): Krieg im Schatten. In *Der Spiegel*, Heft 40/2001; 01.10.2001.
- 2001/40b: Hoelzgen, Joachim (2001): Fünfte Kolonne. In *Der Spiegel*, Heft 40/2001; 01.10.2001.

2001/41

- 2001/41b: Rashid, Ahmed (2001): Gottes eigene Krieger. In *Der Spiegel*, Heft 41/2001; 08. 10. 2001.

2001/42

- 2001/42a: Großbongardt, Annette/Hoppe, Ralf/Hoyng, Hans/Ilseman, Siegesmund von/Malzahn, Claus Christian/Smoltczyk, Alexander/Spörl, Gerhard (2001): Krieg im Dunkeln. In *Der Spiegel*, Heft 42/2001; 15. 10. 2001.
- 2001/42f: Emcke, Carolin (2001): Flüchtlinge. Zu viel Leid für eine Seele. In *Der Spiegel*, Heft 42/2001; 15. 10. 2001.
- 2001/42g: Hoppe, Ralf/Smoltczyk, Alexander (2001): Pakistan. Dschihad im kleinen Grenzverkehr. In *Der Spiegel*, Heft 42/2001; 15. 10. 2001.

2001/45

- 2001/45a: Ihlau, Olaf/Ilseman, Siegesmund von/Klussmann, Uwe/Neef, Christian/Mayr, Walter/Spörl, Gerhard (2001): Afghanistan-Krieg. Eine Region in Brand. In *Der Spiegel*, Heft 45/2001; 05. 11. 2001.
- 2001/45c: Klussmann, Uwe (2001): Milchbart mit Panzerfaust In *Der Spiegel*, Heft 45/2001; 05. 11. 2001.
- 2001/45d: Spörl, Gerhard (2001): Geheimdienste. Rückkehr der Pensionäre. In *Der Spiegel*, Heft 45/2001; 05. 11. 2001.
- 2001/45e: Mayr, Walter (2001): Pakistan. Kleine Könige am Khyber-Pass. In *Der Spiegel*, Heft 45/2001; 05. 11. 2001.

2001/47

- 2001/47a: Falksohn, Rüdiger/Ihlau, Olaf/Ilseemann, Siegesmund von/Spörl, Gerhard (2001): Der trügerische Sieg. In *Der Spiegel*, Heft 47/2001; 19. 11. 2001.
- 2001/47b: Klußmann, Uwe (2001):Echte Söhne Afghanistans. In *Der Spiegel*, Heft 47/2001; 19. 11. 2001.

2001/48

- 2001/48: Klußmann, Uwe (2001): Wir zerschmettern den Feind. In *Der Spiegel*, Heft 48/2001; 26. 11. 2001 (keine Titelgeschichte, aber Fortsetzung des Tagebuchberichts aus 2001/47b).

2001/52

- 2001/52: Mohr, Reinhard/Saltzwedel, Johannes/Schmitter, Elke/Schreiber, Mathias (2001): Die unverschleierte Würde des Westens In *Der Spiegel*, Heft 52/2001; 22. 12. 2001

2006/47

- 2006/47a: Hammerstein, Konstantin von/Hoyng, Hans/Schlamp, Hans-Jürgen/Szandar, Alexander (2006):Das Afghanistan-Abenteuer. In *Der Spiegel*, Heft 47/2006; 20. 11. 2006.
- 2006/47b: Koelbl, Susanne (2006): Sterben für Kabul. In *Der Spiegel*, Heft 47/2006; 20. 11. 2006.

2007/38

- 2007/38a: Follath, Erich/Stark, Holger (2007): Wo der Terror wohnt. In *Der Spiegel*, Heft 38/2007; 17. 09. 2007.

2009/49

- 2009/49: Darnstädt, Thomas/Goetz, John/Koelbl, Susanne/Meyer, Cordula/Schult, Christoph (2009): Welt-Streit ums Töten. In *Der Spiegel*, Heft 49/2009; 30. 11. 2009.

2011/19

- 2011/19a: Darnstädt, Thomas/Höges, Clemens/Hoyng, Hans/Hujer, Marc/Mayr, Walter/Meyer, Cordula/Puhl, Jan/Rohr, Mathieu von/Rosenbach, Marcel/Sandberg, Britta/Schmitz, Gregor Peter (2011): Ende eines Massenmörders. In *Der Spiegel*, Heft 19/2011; 07. 05. 2011.